

citizenscience

Bürger forschen mit



Themen und Lösungen aus der Mitte der Gesellschaft

Der Medientrübels ist gegenwärtig groß, die Idee für Deutschland neu. Das Konzept ist jedoch längst bekannt. Denn es wird vor allem im angelsächsischen Raum seit Jahrzehnten teilweise erfolgreich betrieben: Citizen Science.

Damit ist eine seriöse und verlässliche Erforschung von Themen gemeint, die Bürger leisten. Sie sind nicht in wissenschaftlichen Einrichtungen angestellt, arbeiten allein oder in Gruppen – die Übergänge zu Interessenvereinigungen oder Bürgerbewegungen können fließend sein. Von Scharlatanen und Quacksalbern distanzieren sich die Citizen Scientists entschieden. Mit ihrem Wissen und methodischen Vorgehen können sie in Arbeitsteilung mit der professionellen Wissenschaft an Hochschulen oder außeruniversitären Einrichtungen auf bestimmten Themenfeldern einen echten Mehrwert liefern, vielleicht sogar einen Beitrag zu Innovationen schaffen. Nicht selten werden Forschungsprojekte erst durch das Zusammenwirken der Vielen möglich, etwa dann, wenn beim Umweltmonitoring Daten an unzähligen Standorten erhoben werden müssen.

Die Frage, welche Projekte geeignet sind und inwieweit durch eine Bürgerwissenschaft, wie die deutsche Übersetzung lautet, die etablierten Strukturen der Professional Sciences auch zur Reflexion ihrer eigenen Arbeit gezwungen werden, ist derzeit offen. Anhänger der Citizen Science-Idee wünschen sich zweierlei: dass die Bürger auf Augenhöhe mitforschen und dass auch bislang ausgeblendete Themen angegangen werden, was auch zu der Frage führt, wie künftig Wissenschaft und Gesellschaft in Deutschland miteinander umgehen sollen.

Seit Ende 2012 ist die Diskussion in Deutschland im Gange. Den Impuls gab die Plattform Citizen Science-Germany (www.citizen-science-germany.de). Sie brachte unter anderem die Geschäftsstellen der Helmholtz-Gemeinschaft und der Leibniz-Gemeinschaft an einen Tisch, an dem dann auch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) Platz nahm. Seit 2013 fördert das BMBF neben dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft ein Konsortium finanziell, das hinter der Initiative www.bürgerschaffenwissen.de steht. Kürzlich legte dieser Verbund aus öffentlich getragenen Instituten und Einrichtungen seine Agenda für die kommenden Jahre vor. Ziel ist es, das Citizen Science-Konzept für Deutschland mit den Wissenschaftsorganisationen und einzelnen Gruppen zu entwickeln. Citizen Science-Germany demgegenüber widmet sich als private Initiative der strategischen Begleitung. Angestrebt wird hier, den vielfältigen nationalen und internationalen Gruppen und Projekten eine angemessene und politisch unabhängige Darstellungsform zu bieten. Die in den weltweit führenden Wissenschaftsnationen erkennbar aufkommende Kritik an der Erstellung von Forschungsagenden ohne echten Rückbezug zur Gesellschaft wird auf der Plattform Citizen Science-Germany auch gespiegelt.

Da sich aus der Citizen Science-Entwicklung in Deutschland auch Anforderungen an das Wissenschaftsmanagement ergeben werden, stellt die Redaktion mit diesem Schwerpunkt das Thema sowie Konzeptideen vor und wird es von Zeit zu Zeit wieder aufnehmen.

Markus Lemmens

Peter Finke

Neue Aspekte einer alten Sache

Über den entbehrlichen Nimbus der Wissenschaft: Was ist Citizen Science?

Die Unterscheidung einer Sache von ihrer Bezeichnung ist elementar. Auch Citizen Science finden wir nicht nur dort, wo sie als solche gekennzeichnet wird. Sonst hätte es sie vor wenigen Jahrzehnten noch nicht gegeben. Wer dies glaubt, vertraut Etiketten mehr als ratsam ist. Er bemüht sich weniger um Wahrheit, als um Einfluss und läuft Gefahr, einem Nimbus aufzusitzen: dem Nimbus der Wissenschaft. Dieser Einführungsbeitrag zum Schwerpunkt Citizen Science ordnet die gegenwärtige Debatte ein, die von viel Unkenntnis geprägt ist und auch einseitige und emotionale Züge trägt. Ziel ist es, auf den Kern, um den es geht, hinzuführen: lebendige Wissenschaft und Forschung in der Mitte der Gesellschaft zu betreiben.



Das wichtigste, oft übersehene Problem in der Citizen Science-Debatte ist unser Verständnis von Wissenschaft. Es ist falsch, dies als bekannt oder unumstritten vorauszusetzen. Das weithin übliche Wissenschaftsverständnis umgibt die Wissenschaft mit einem sprichwörtlichen Nimbus (Finke 2005, 65ff.). Zum Teil ist er berechtigt: Wenn es irgendeinen kulturellen Fortschritt gibt, dann ist es die Möglichkeit, unsere Vernunft über Vermutungen, Glaubensinhalte, Vorurteile oder Triebe zumindest teilweise siegen zu lassen. Dass wir davon oft keinen Gebrauch machen, ist eine andere Sache.

„Wissenschaftler sind Bürger wie alle anderen, manche Bürger sogar Wissenschaftler, und jede Wissenschaft ist Teil ihrer Gesellschaft.“

Peter Finke

Foto: Michael Berger/pixelio

Die grundlegende Frage: Was ist eigentlich Wissenschaft?

Der mögliche Vernunftgebrauch ist der berechtigte und nachvollziehbare Kern des Nimbus der Wissenschaft. Zu einem erheblichen Teil aber ist er ärgerlich. Denn er verhüllt auch viel: zum Beispiel Begleitstrukturen und Mängel, die insbesondere in große und unübersichtlich gewordene Systeme eingebaut werden können, oft ohne es zu wollen oder zu merken. Die Wissenschaft ist leider hiervon nicht ausgenommen. Ihre elementaren Basisprozeduren der Beobachtung, des Fragenstellens, des Beschreibens und Erklären-Wollens sind auch gegenwärtig noch so klar und allgemein zugänglich wie eh und je. Im Prinzip lernen wir sie schon als Kinder und perfektionieren sie später in den Schulen. Das fängt für alle in den Vorschulen an und hört für einige in Hochschulen auf. Dort wird es dann komplex und teuer, und es entsteht der Nimbus.

Viele hochspezialisierte Disziplinen, Ausbildungsgänge und Forschungsperspektiven müssen institutionalisiert werden, deren interne Organisation verschieden gestaltet werden kann und deshalb keine Angelegenheit der Wahrheitsfindung, sondern der Zweckmäßigkeit und Verwal-

tung ist. Obwohl diese Institutionen ein erhebliches eigenes Gewicht erlangt haben und für die heutige Großforschung vielfach unentbehrlich geworden sind, bleiben sie doch ein Teil der Rahmenbedingungen und nicht der Wissenschaft selbst. Hinzu kommen Erwartungen, Wünsche und Anforderungen, die von vielen Seiten an die Wissenschaft herangetragen werden und deren Leistungsfähigkeit überhöhen. Man traut ihr nicht nur die Lösung unserer schwierigsten Erkenntnisrätsel zu, sondern auch unserer sozialen Konflikte, Erkrankungen und ökologischen Dummheiten. Ein Ideal verklärt die Wirklichkeit.

Der heutige Wissenschaftsnimbus wird von den Universitäten völlig dominiert (Schneidewind/Singer-Bodrowski 2013) und er ist sehr stark; deshalb ist auch seine verhüllende Kraft groß. Er bestimmt weithin das Bild, das sich die Menschen von Wissenschaft machen. Es betont das Idealbild eines Systems professioneller, großartiger, objektiver Erkenntnissuche, nicht das der weniger makellosen Realität mit ihren vielen weiteren, von außen in sie hineingetragenen Interessen einiger Handlungssysteme mit anderen Zielsetzungen, etwa der Wirtschaft oder der Politik. Es fällt dann kaum noch auf, dass es bis heute überlebende, in der Gegenwart sogar besonders wichtig gewordene Formen von Wissenschaft gibt, die auf den ganzen akademischen Rahmen, seine institutionellen Organisationsformen und die Standardbegleitung vielfältiger Außeninteressen weit weniger angewiesen sind. Wir haben früher dafür keinen eigenen Begriff gehabt; heute besitzen wir ihn: Citizen Science. In ihr geht es nicht um internationalen Wissensfortschritt oder Prestige, nicht um berufliche Karrieren oder Verwertungswünsche der Industrie, Nobelpreise sind nicht zu vergeben und auch ein Wissenschaftsminister hat dort gar nichts zu sagen. Deshalb ist auch der ganze Nimbus dort entbehrlich.



Citizen Science ist im Wesentlichen eine neue Bezeichnung für eine alte Sache. Im Kern geht es um das unabhängig von Ausbildungsgängen, Hochschulen, Berufen und Karriereaspekten beharrlich verfolgte, ernsthafte, durch nichts anderes als starke persönliche Interessen und Fähigkeiten motivierte Bemühen um Wissen.

Was ist Citizen Science?

„Citizen Science“ ist im Wesentlichen eine neue Bezeichnung für eine alte Sache, die nur heute durch das Internet, die aktuelle Bildungsdebatte und den Reformdruck auf die akademische Wissenschaft neue Aspekte hinzugewonnen hat (Finke 2014, passim). Im Kern geht es um das unabhängig von Ausbildungsgängen, Hochschulen, Berufen und Karriereaspekten beharrlich verfolgte, ernsthafte, durch nichts anderes als starke persönliche Interessen und Fähigkeiten motivierte Bemühen um Wissen. Es ist völlig gleichgültig, wer sich um dieses bemüht oder auf welchen Feldern dies stattfindet. Wichtig ist nur: Ein formelles Studium, Examina und Berufswissenschaftlertum an Universitäten definieren weder notwendig noch hinreichend, was Wissenschaft oder wer ein Wissenschaftler ist; viel eher tun es die Begeisterung für die Sache, eine wie auch immer erworbene faktische Kompetenz und die Bereitschaft, alles hierfür Nötige zu lernen und zu tun (Finke 2012). Alte Begriffe wie „Amateurwissenschaft“ sind demgegenüber schlecht, weil sie leider negative Konnotationen mitschleppen. Grund ist jener allgegenwärtige Nimbus, er wirkt wie ein Vorurteil.

Citizen Science betreibt man ehrenamtlich, nicht als Beruf. Stellen oder Arbeitsplätze an Institutionen gibt es nicht, deshalb fehlen sie auch nicht. Professionelle Wissenschaftler versuchen bisweilen, Projekte zu organisieren, die Citizen Scientists einbinden und deren Kompetenzen nutzen, aber sie bilden jene nicht aus und sind auch nicht die Urheber von Citizen Science. Diese entsteht unabhängig von ihnen durch die Interessen und Bemühungen des Einzelnen. Profis können deren Früchte abschöpfen, aber notwendig ist auch dies nicht. Die kenntnisreichsten Laien forschen, ohne von jenen bei der Hand genommen werden zu müssen.

Motive zur Wissenssuche

Wissenssuche kann privat oder öffentlich motiviert sein: Die Lust am Entdecken und Erhalten kann dafür ebenso eine Rolle spielen wie die am Sammeln und Spielen, besonders aber die

breite Palette möglichen bürgerschaftlichen Engagements. Vor allem dieses kennzeichnet Citizen Science mehr als die Wissenschaft der Profis: freiwilliger Einsatz für ein privat oder öffentlich als wichtig erkanntes Ziel, sei es als Hobby oder als Dienst an der Gesellschaft. Auch akademisch ausgebildete Akteure mischen sich immer wieder unter die engagierten Laien, gerade weil es hier nicht um Stellen, Karriere oder Bücherwissen geht, sondern wirklich nur um die Sache. Alltagsnähe, Praxisbezug, Unabhängigkeit und Selbstorganisation sind zentrale Kennzeichen echter Citizen Science; sie ist Wissenschaft mitten in der Gesellschaft. Dies bemerken wir heute neu. Aber in der Sache ist es nur eine neue Chance, die die Aufklärung heute bekommt.

Unterschiede zwischen Professional und Citizen Science

Freilich: Hinsichtlich der Themen und Methoden gibt es keine scharfe Grenzlinie, die Citizen Science von Professional Science trennt, nur eine Übergangszone zwischen dem Elementaren, im Prinzip für jedermann Erlernbaren, und dem Schwierigen, das ohne spezielle Ausbildung und Professionalisierung kaum erreichbar ist. Man könnte auch sagen: zwischen unten und oben, mit einem breiten Übergangsbereich auf mittlerer Höhe. Aber es geht um die gleiche Wissenschaft, nicht um ein Konkurrenzunternehmen. Einige wenige Amateure sind nicht schlechter als die Profis, viele aber sind weniger ambitioniert und beschränken ihr Interesse auf grundlegende, anschauliche Wissensbereiche. Allerdings gewährleisten diese zumeist auch eine gewisse Praxisrelevanz. Dies ist kein scharfer, aber schon ein deutlicher Unterschied. Er zeigt sich auch in Folgendem: Während die Profis in bestimmten Einzeldisziplinen arbeiten und dort den jeweiligen internationalen Stand des Wissens weiter voranzutreiben versuchen, halten abstrakte Disziplinengrenzen Citizen Scientists nicht davon ab, sich mit faktisch zusammenhängenden Wissensfeldern zu befassen.

Sie müssen keinen Vertrag erfüllen, der sie an eine Einzeldisziplin bindet. Der Kenner der Nachtschmetterlinge muss sich zwangsläufig auch beispielsweise mit Fledermäusen, Flächenversiegelung, Verkehr, Landwirtschaft, EU-Politik, Lichtverschmutzung, Klimawandel und vielen anderen Erscheinungen des alltäglichen Wandels um uns herum befassen; er tut dies freiwillig und von Fakultätsgrenzen unbehindert. Eine solche Herangehensweise ist faktisch auf allen Wissensfeldern selbstverständlich, mit denen sich Bürgerwissenschaftler befassen können.

Forschung geschieht hier deutlich weniger in den schwer überschaubaren Spezialgebieten, in die sich die moderne professionelle Wissenschaft immer mehr aufspaltet, sondern in jenen einfacher zugänglichen Wahrnehmungsräumen, in denen sich das Leben um uns herum abspielt. Daher finden wir statt der Interdisziplinarität der Profis hier eher eine tendenziell offenere Transdisziplinarität. Fächergrenzen verlieren ihre Barrierewirkung.

Nähe direkter Erfahrung hat Bedeutung

Die Nähe direkter Erfahrung gewinnt auf diese Weise eine Bedeutung zurück, die sie so für die professionellen Fächer längst verloren hat; lokale und regionale Themen spielen in Citizen Science eine große Rolle. Interesse und Engagement entspringen häufig erlebten Praxiszusammenhängen: der Begeisterung für ein Hobby, der noch durch Zeitzeugen belegbaren Geschichte eines Stadtviertels, dem durch unabgefragtes Bürgerwissen verursachten politischen Ärger über riskante Planungen, drückenden sozialen Konflikten oder der Sorge um mangelnde Unterstützung für Denkmal-, Umwelt- und Naturschutz. In der professionellen Wissenschaft wird solche Praxisnähe bisweilen gesucht, aber nicht immer gefunden. Viele ihrer Problemstellungen sind sogar zwangsläufig lebensferne Laborprodukte, in Citizen Science ist Lebensnähe eine ganz normale Sache. Sie ist nicht methodisch überholt, sondern den Fragen angemessen, die sich den Bürgerwissenschaftlern heute stellen.



Peter Finke war unter anderem von 1982 bis 2005 Professor für Wissenschaftstheorie an der Universität Bielefeld. Er ist bis heute Aktivist bürgerschaftlichen Engagements in verschiedenen Bereichen von Citizen Science (Naturschutz, Geschichte, Wirtschaft, Hobby). Er gilt als der führende Kenner dieser Form von Wissenschaft, der theoretische und praktische Erfahrungen sowie eine kritische fachliche Sicht auf die professionelle Wissenschaft miteinander verbindet. 2005 ist er eigenen Angaben zufolge aus Protest gegen die Zumutung der Politik an die Wissenschaft, europaweit einheitlich das Bachelor-Master-System an den Universitäten einzuführen (Bologna-Reform), vorzeitig auf eigenen Wunsch aus dem aktiven Dienst ausgeschieden. Im März 2014 ist sein Buch „Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien“ im oekom-Verlag, München, erschienen, siehe hierzu auch die Buchbesprechung in diesem Heft.



Ein wichtiger neuer Aspekt ist, dass jene beiden Formen, in denen Wissenschaft auftritt, heute explizit miteinander verglichen werden können. Beide tragen keinen Wettbewerb miteinander aus, sondern ergänzen einander. Sie entstammen einer ehemals gemeinsamen Wurzel, als es noch nicht viele frei zugängliche Universitäten und das Berufsbild „Wissenschaftler“ gab.

Stärken und Schwächen beider Formen von Wissenschaft verhalten sich oft spiegelbildlich zueinander. Wo Profis stark sind – in der Theoriebildung, in abstrakten Kontexten, bei hochgradiger Spezialisierung oder einfach dann, wenn Forschung sehr aufwendig und teuer wird (alles gut bekannte Standardelemente moderner Fachwissenschaften) – sind es Laienwissenschaftler zumeist nicht. Auf solches Terrain begeben sie sich deshalb fast nie; wo es Einzelne doch tun, ist die Gefahr von Banalität oder Scharlatanerie gegeben. Auch Profis sind davor nicht gefeit; immerhin haben sie einige institutionalisierte Kontrollmechanismen dagegen entwickelt. Bei Citizen Science hilft mehr das Desinteresse: Man befasst sich in der Regel nicht mit dem, wovon man nichts versteht.

Citizen Science ist eine wichtige Ergänzung von Professional Science

Ein wichtiger neuer Aspekt ist, dass jene beiden Formen, in denen Wissenschaft auftritt, heute explizit miteinander verglichen werden können. Beide tragen keinen Wettbewerb miteinander aus, sondern ergänzen einander. Sie entstammen einer ehemals gemeinsamen Wurzel, als es noch nicht viele frei zugängliche Universitäten und das Berufsbild „Wissenschaftler“ gab. Manche Wissensfelder sind als Forschungsgebiete auch von den Profis mehr oder weniger freiwillig geräumt worden, weil die Mittel für ihre Fortführung nicht ausreichten oder anderes dringlicher und aktueller erschien. Und so muss man jetzt von interessierten Laien erwarten, dass sie die hiervon für sie zugänglichen möglichst aufgreifen, damit sie nicht ganz vergessen werden. Dabei kann gerade solches Wissen oft von sehr großer Relevanz und Bedeutung für aktuelle gesellschaftliche Fragen sein; große Teile der heimischen Biodiversitätsforschung zeigen dies ebenso eindringlich wie die Suche nach Modellen des künftigen Zusammenlebens von Jung und Alt, Einheimischen und Fremden oder die vielfältigen Ansätze der NGOs, wenn es um die Versuche geht, neue Formen des Umgangs mit Geld, Dienstleistungen oder Waren jenseits des Marktes zu finden.

Die anspruchsvollsten Funktionen von Citizen Science sind das Bemühen, die bei den Profis übliche Aufspaltung der Zusammenhänge in Bruchstücke möglichst zu vermeiden und damit neue Pfade in die Wissenszukunft zu finden, sowie die immer wichtigere kritische Kontrolle der sehr einflussreich gewordenen angeblichen Experten. Diese besitzen, unterstützt von den Medien und möglichen Auftraggebern, heute eine Macht, zu der die Schmalheit ihres jeweiligen Expertentums nicht gut passt. Er wirkt sich meistens als Unterstützung für die Bewahrung des status quo aus und ist auch deshalb sehr kritisch zu sehen. Hinzu kommt, dass viele Experten im Dienst bestimmter Interessen stehen und ihre Expertisen auch Merkmale der Einseitigkeit aufweisen können. Expertentum ohne Kontrolle kann gefährlich werden. In einer demokratischen Zivilgesellschaft muss es sich grundsätzlich vor der hierauf nicht beschränkten Alltagsrationalität der Laien – uns allen – verantworten. Auch ihr Nimbus geht dabei verloren.

Kritik der professionellen Wissenschaft

Die professionelle Wissenschaft ist kein Thema von Citizen Science, aber diese ist auch eine Art Ausgleichsmaßnahme für manche bedenklichen Aspekte jener. Auch dass uns dieses jetzt auffällt, ist neu. Wer naiv auf Groß- und Spitzenforschung blickt, mag es verwunderlich finden, dass eine solche Errungenschaft unserer kulturellen Geschichte auch Schwächen zeigen soll. Doch oft verstellt der Nimbus der Wissenschaft unseren klaren Blick dafür, dass sie keineswegs die personifizierte Rationalität, das schlechthin nur auf objektive Erkenntnis ausgerichtete System ist. Dabei geht es nicht um gelegentliche Betrüger oder Scharlatane; die gibt es überall, leider auch in der Wissenschaft. Sie besitzt viele Methoden, damit fertig zu werden. Gravierend sind die strukturellen Probleme (Schneidewind/Singer-Bodrowski 2013, passim), die vor allem mit der

immer weiter fortschreitenden Spezialisierung, der weiter steigenden Anforderung an die Genauigkeit der Aussagen, bürgerunfreundlicher Sprache, der durchgängigen Institutionalisierung, der durch sie verursachten Hierarchien, der allfälligen Bürokratie, der von massiven Außeninteressen abhängigen Finanzierung und der deutlich gewachsenen Einflussnahme von Politik und Wirtschaft auf die Wissenschaft zu tun haben. BildungsökonomInnen sind die heute führenden Berater bei den von diesen beiden Nebensystemen gewünschten Reformen unseres Wissenschafts- und Universitätshandelns. Mit der sogenannten Bologna-Reform haben sie den bislang letzten, europaweit zu besichtigenden und hinsichtlich seiner Qualitäten und Konsequenzen sehr ambivalent beurteilten Beleg für die sie hierbei leitenden Kriterien abgeliefert (Finke 2010).

Vielfache Fraktionierung der Fachperspektiven

In der Summe führt all dies zur vielfachen Fraktionierung der Fachperspektiven auf die Welt mit immer gravierenderen Zusammenhangsverlusten, zu einer fortschreitenden Abhängigkeit der Forschung von begrenzenden Rahmenbedingungen und einer zunehmenden Unverständlichkeit ihrer das allgemeine Publikum weitgehend ausschließenden Kommunikationsformen. Teilweise ist dies unabänderlich, teilweise aber auch nicht. Professionelle Reparaturmethoden wie interdisziplinäre Forschung, Public Understanding of Science oder massenmediale Formen der Präsentation von Wissenschaft als Unterhaltung helfen freilich nur begrenzt, die zunehmende Entfremdung der professionellen Wissenschaft von der Lebenswirklichkeit der Menschen zu überdecken. Eine Gegenbewegung würde vielfachen, vernunftgesteuerten Wandel verlangen, doch steht dem in vielen wichtigen Disziplinen die zeitweilig starke Macht von herrschenden Paradigmen entgegen. Verwaltung, Politik und Wirtschaft fordern von der Wissenschaft einen Tribut in Form von merklichen Mitsteuerungswünschen und diesen entsprechenden Freiheitsverlusten. Das faktische Bild der professionellen Wissenschaft ist weit weniger schön als ihr verbreiteter Nimbus vermuten lässt. Citizen Science ist dagegen Wissenschaftsfreiheit pur.

Sehr wichtige kritische Fragen betreffen auch das Ausmaß, zu dem die Wissenschaft dazu beigetragen hat, dass wir uns heute ernsthafte Sorgen um den Fortbestand der Lebensfähigkeit des Planeten Erde machen müssen (Ober 2014). Sie war es, die Wertvorstellungen und Techniken entwickelt hat, welche uns gegenwärtig veranlassen müssen zu fragen, wie lange wir noch so weitermachen wollen und können. Es sind immer wieder ökonomische Rücksichten gewesen, die uns tiefer in diese Sackgasse hineingeführt haben. Deshalb ist die Wissenschaft aus ihrer Mitverantwortung für künftige Pfade aus ihr heraus nicht zu entlassen. Heute sind es insbesondere die Grundfragen der Ökonomik und des im expandierenden Kulturbereich der westlichen Zivilisation daraus entwickelten wachstumsfixierten Lebensstils, welche nicht zuletzt von besorgten und kritischen Bürgern neu aufgeworfen werden, weil sie oft die Bedrohlichkeit der Lage eher erkennen als die angeblichen Experten, die in ihren Lehrsätzen befangen sind. Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit sind damit auch Desiderata eines Wissenschaftswandels geworden, den wir nicht einfach nur abwarten können, sondern bewusst und gezielt herbeiführen müssen, wenn er wirklich noch rechtzeitig kommen soll (Finke 2005). Citizen Science verleiht diesem nötigen Wandel einen neuen Schub.

Die Kritik am entbehrlichen Nimbus der üblichen akademischen Wissenschaft ist notwendig. Von mehreren Seiten herkommend haben sich daher kritisch denkende Wissenschaftler aufgemacht, seinen störenden Zauber kenntlich zu machen und abzustreifen. Hierbei spielt heute Citizen Science eine wichtige Rolle. Manches spricht dafür, dass wir den nötigen Wandel unter ihrer Mitwirkung eher erreichen können, als dass es ratsam wäre, die ganze Wissenschaft allein den Profis zu überlassen.

Literatur:

- Dickinson, J. L., Bonney, R. (eds.), *Citizen Science. Public Participation in Environmental Research*. Ithaca and London, Cornell University Press, 2012.
- Feyerabend, P., *Erkenntnis für freie Menschen*, Frankfurt, Suhrkamp 1978.
- Finke, P., *Die Ökologie des Wissens. Exkursionen in eine gefährdete Landschaft*, Freiburg: Alber 2005.
- Finke, P., *Vom Machtraum zum Wahrheitsraum. Die Mitschuld der Wissenschaft an der Bologna-Universität*. *Forschung und Lehre* 2/2010, S. 100-102.
- Finke, P., *Der schwierige Weg zur Wissensgesellschaft. Ein Plädoyer für Citizen Science*. *Forschung und Lehre* 11-12/2012, S. 914-916.
- Finke, P., *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München, oekom 2014.
- Finke, P., *Die Wissenschaft der Bürger und ihre Gespenster. Über einige Fehldeutungen in der gegenwärtigen Citizen Science-Debatte*. *Forschung und Lehre* 5/2014, S. 372-374.
- Finke, P., *Mit Citizen Science die Wissenschaft verändern*. *Wissenschaftsmanagement* 3/2013, S. 12.
- Finke, P. (Hg., in Vorb.), *Bürgerwissenschaft: Abschied vom Elfenbeinturm?*
- Finke, P., *Den letzten Rest Anarchie erhalten*, Spiegel-Interview 29/2014, S. 103.
- Friebe, R., *Aus großer, lebenslanger Freude*. *FASZ* 8 (24.02.2013), S. 66.
- Irwin, A., *Citizen Science. A Study of People, Expertise and Sustainable Development*. London and New York, Routledge 1995.
- Ober, S., *Partizipation in der Wissenschaft. Zum Verhältnis von Forschungspolitik und Zivilgesellschaft am Beispiel der High-Tech-Strategie*. München: oekom 2014.
- Phillips, L., Carvalho, A., Doyle, J. (eds.), *Citizen Voices. Performing Public Participation in Science and Environmental Communication*. Bristol and Chicago, Intellect 2012.
- Schneidewind, U., *Plädoyer für eine Bürgeruniversität*. *DUZ-Magazin* 8/2013, S. 30-31.
- Schneidewind, U., Singer-Bodrowski, M., *Transformative Wissenschaft*. Marburg: Metropolis 2013.

Es gibt viele Fehlwahrnehmungen

Unter den Kämpfern für Citizen Science gibt es freilich nicht nur die Nimbuskritiker, sondern auch Nimbuspfleger. Zum Beispiel wird sehr unterschiedlich von Citizen Science-Projekten gesprochen. Vor allem viele Wissenschaftsprofis und -politiker sehen solche bei uns noch kaum; sie befürchten stattdessen, dass wir schon mal wieder von anderen auf dem Gebiet der Wissenschaft abgehängt werden, was für Citizen Science besonders absurd ist. Es gibt sie seit langem reichlich, wenn auch nicht unter dem neuen Namen, und zwar auf vielen möglichen Wissensfeldern, keineswegs nur natur- und umweltwissenschaftlichen, die heute vor allem genannt werden. Allerdings ist es engagierte Laienforschung, die nicht unbedingt nur dem Ziel dient, den Profis zu helfen, ihre Personal- und Mittelknappheit mit der unentgeltlichen Zuarbeit durch ehrenamtlich tätige Helfer zu stopfen. Dies geschieht bei uns tatsächlich noch seltener als besonders in den USA (Dickinson/Bonney 2012), führt freilich vielfach auch zu Verdruss bei denen, die mit ihrer oft aufwendigen Arbeit nur Zuträgerdienste für die Profis oder Behörden leisten dürfen, bei denen allein die Ausarbeitung der Forschungsprogramme und die abschließende Auswertung der vielen ihnen bequem und kostenlos überlassenen Daten verbleibt. Wo der Dialog gefordert, aber de facto fast nur in einer Richtung gepflegt wird, fehlt etwas. Die Kompetenzen vieler Citizen Scientists werden unter Wert gehandelt, Probleme des Besitzrechts an ihren Daten übergangen und schließlich noch Ehrenamtlichkeit mit Kostenlosigkeit verwechselt.

Ein wichtiger Grund für solche Fehlwahrnehmungen ist die Einschätzung der tatsächlich noch sehr wenig verstandenen neuen Rolle des Internets. Es hat zweifellos neue Formen und Chancen für Citizen Science eröffnet. Es hat Informations- und Wissenschaftspartizipation in einem Ausmaß ermöglicht wie nichts zuvor. Heute besteht das Problem eher darin, die relevante Information, die dann auch zu Wissen werden kann, unter dem Riesenberg irrelevanter überhaupt zu finden. Das Internet ist nicht nur eine Goldgrube des Wissens, sondern auch ein riesiger Müllhaufen. Es begünstigt beispielsweise die Meinung, dass die Zeiten, zu denen man Besitzansprüche für geistiges Eigentum anmelden konnte, vorbei seien. Zweifellos hat nichts allgemeines Wissen so sehr demokratisiert und verfügbar gemacht wie das Internet, aber damit ist geistiges Eigentum keineswegs obsolet geworden. Dennoch ist es ein Irrtum, wenn einige Propagandisten der modernen Formen von Citizen Science ihm die entscheidende Rolle zusprechen. Das Internet hat Citizen Science erleichtert, die Beteiligung von sehr viel mehr Menschen ermöglicht als jemals zuvor. Auch hat es neue Formen der Bürgerwissenschaft hervorgebracht („Crowd Science“, „Game Science“), aber begründet hat es selbst diese nicht. Citizen Science entsteht nicht dadurch, dass Bürgerkompetenz abgeschöpft wird, sondern indem Menschen diese erwerben und vervollkommen.

„**Das Internet hat Citizen Science erleichtert, die Beteiligung von sehr viel mehr Menschen ermöglicht als jemals zuvor. Auch hat es neue Formen der Bürgerwissenschaft hervorgebracht („Crowd Science“, „Game Science“), aber begründet hat es selbst diese nicht. Citizen Science entsteht nicht dadurch, dass Bürgerkompetenz abgeschöpft wird, sondern indem Menschen diese erwerben und vervollkommen.**

Kaum Beachtung durch die Wissenschaftsforschung

Häufig gehen hiermit andere Fehldeutungen einher (Finke 2014), die fast allesamt darauf zurückzuführen sind, dass das Thema auch von den Wissenschaftsforschern bislang kaum beachtet worden ist. So können sich an Hierarchien in Institutionen gewöhnte Experten kaum vorstellen, dass die Entwicklung und Förderung eines vernetzten Systems nicht in jedem Falle am besten „top-down“, also durch ideelle und materielle Vorgaben der sich hierfür als zuständig sehenden Eliten erfolgt, sondern im Gegenteil oft besser umgekehrt „bottom-up“ verlaufen und sich selbst überlassen werden sollte. Lediglich behutsame und selbstlose Hilfestellungen von außen bei Wahrung der selbstorganisierenden Kräfte der Bürgerwissenschaft führen hier weit eher zum Ziel. Jedenfalls ist die Gefahr, Citizen Science mit solcher „Hilfe“ zu schaden, größer als die Chance, dieses wichtige Korrektiv unseres Wissenschaftssystems effizient zu unterstützen. Hier zeichnet sich ein Elite-Basis-Konflikt ab, dessen unangenehmste Auswirkungen mit

viel gutem Willen durch gemeinsame Anstrengungen vielleicht noch vermieden werden können. Es handelt sich nämlich nicht nur um ein bloßes Partizipationsproblem: Es geht nicht um ein Wohnrecht im Elfenbeinturm, sondern um die Rückkehr der Wissenschaft in die Mitte der Gesellschaft (vgl. Finke in Vorb.).

Wie das vom BMBF geförderte Citizen-Science-Förderungsprojekt GEWISS zeigt, sind die Konfliktgründe real gegeben. Die Bundesministerin für Bildung und Forschung mag sich inzwischen, nachdem Laienforschung bislang völlig ignoriert worden war, auch für Citizen Science zuständig fühlen; weisungsbefugt ist sie hier jedenfalls nicht. Es gibt keine Institutionen, die Weisungen so entgegennehmen könnten, wie dies bei den Universitäten der Fall ist. Das Wissenschaftsministerium, die beiden großen deutschen Verwaltungsgemeinschaften der Wissenschaft und einige weitere Akteure sollten noch einmal nachdenken, bevor sie ihre bisherige Strategie fortsetzen, Citizen Science nur als vermeintlich neue Methode in die professionelle Wissenschaft zu integrieren. Hier ist schon die Sprache verräterisch. Es ist eine zu einfache Wissenssoziologie, der Wissenschaft die Gesellschaft und den Wissenschaftlern die Bürger gegenüberzustellen und nur ihre akademisch institutionalisierte Gestalt mit Wissenschaft zu identifizieren; ernsthafte Wissens- und Wahrheitssuche lässt sich mit solch einem schlichten Modell nicht erfassen. Wissenschaftler sind Bürger wie alle anderen, manche Bürger sogar Wissenschaftler, und jede Wissenschaft ist Teil ihrer Gesellschaft. Auch leidet die gegenwärtige Debatte an einer nachvollziehbaren, aber doch ungerechtfertigten Überbetonung naturwissenschaftlicher Aspekte. Dass Citizen Science immer „Spaß machen“ solle (ein weiterer Topos von GEWISS), können selbst viele Naturschützer, die immer mehr Biodiversitätsverluste dokumentieren müssen, kaum nachvollziehen. Kulturelle, historische, soziale oder politische Problemkontexte kommen hinzu und bieten ein wesentlich differenzierteres Bild, als es dort gezeichnet wird.

” **Dass Citizen Science immer „Spaß machen“ solle (ein weiterer Topos von GEWISS), können selbst viele Naturschützer, die immer mehr Biodiversitätsverluste dokumentieren müssen, kaum nachvollziehen. Kulturelle, historische, soziale oder politische Problemkontexte kommen hinzu und bieten ein wesentlich differenzierteres Bild, als es dort gezeichnet wird.**

Schlussfolgerung: Citizen Science steht für Freiheit und Demokratie

Es ist wohlüberlegt, wenn ich in meinem Buch über Citizen Science Paul Feyerabend nicht nur kritisiere, sondern trotz seiner Fehler mehrfach auch als Vorkämpfer lobe. Nicht nur hat er in „Erkenntnis für freie Menschen“ (dt. Feyerabend 1978, engl. „Science in a Free Society“ 1977) noch vor Alan Irwins namengebendem Buch (Irwin 1995) die Vision einer Bürgerwissenschaft beschrieben, er hat vor allem immer wieder ihre Hauptfeinde lächerlich gemacht: die Macht der herrschenden Lehren und der freiheitsbeschränkenden Außeninteressen. Es ist der fragwürdige Nimbus der Wissenschaft, der diese Macht zu sichern versucht, aber nur im Rahmen des Wahrheitsstrebens ist der Nimbus nachvollziehbar; alles, was darüber hinausgeht, ist fragwürdig und entbehrlich. In der neuen deutschen Debatte über Citizen Science seit Ende 2012 wird die für jeden Dialog notwendige kritische Machtbalance zwischen den Dialogpartnern durch ein sehr auffälliges Prestigebündnis auf der Profiseite von Anfang an gestört. Die Pflege des Nimbus genießt Vorrang vor seiner Abschaffung. Ein wirklicher Dialog, den wir anstelle der asymmetrischen Kommunikation bräuchten, die wir haben, wird hierdurch zumindest erschwert.

Heute gliedern sich jedenfalls die Citizen Science-Freunde in solche, die davon überzeugt sind, von etwas völlig Neuem zu reden, und in solche, die das Gemeinte in seinem wesentlichen Kern lange kennen. Erstere versuchen zurzeit, im Schulterchluss mit den Institutionen der Wissenschaft und der Politik den Ton anzugeben und Citizen Science zu einer neuen Methode der Profis zu verkleinern; faktisch kann sich dies zum Schaden des wirklichen Potenzials der Sache auswirken. Ich gehöre zu letzteren, denn die Wissenschaft lebt spätestens seit der Aufklärung nicht nur in relativ spät etablierten speziellen Institutionen, sondern auch mitten in der Gesellschaft. Wir müssen dies aber wieder wahrzunehmen lernen.

„ **Citizen Science zu fördern heißt nicht, vordringlich Wissenschaftsprofis zu fördern, die Bürgerkenntnisse auswerten wollen; das sollten wir auch tun, aber nur in zweiter Linie. Es heißt vor allem Bürger zu fördern, deren Wissensbedürfnisse und -kompetenzen als Laien wir bislang zu wenig ernst genommen haben.**

Hinzu kommt das Problem, dass die Grundideen der Demokratie in der Wissenschaft noch immer nicht ausreichend umgesetzt werden. Auch hierin liegt ein aktueller Aspekt und deshalb sollte sich die Politik zurückhalten. Das demokratische Ideal, dass eine gute Bildung allen zugänglich sein muss und nicht nur durch Geburt wenigen, ist bei uns bislang nicht konsequent erfüllt; Bildungs- und Wissensgerechtigkeit bleiben Wünsche. Vom Vorbild, den Breitensport als Grundlage des Spitzensports zu fördern und nicht etwa diesem den Sportbegriff ganz zu überlassen (cf. Friebe 2013), haben wir im Wissenschaftsbereich noch nicht viel gelernt. Solange Vernunft gegen Reklameschlagworte wie „Fortschritt“, „Markt“, „Wachstum“ oder „Geld“ wenig ausgerichtet, sind wir noch nicht die Wissensgesellschaft, von der manche bereits vorschnell sprechen. Freie und selbstorganisierte Citizen Science zu fördern wäre ein guter Weg, ihr näherzukommen; sie ist eine Art „direkter Demokratie in der Wissenschaft“, wie der Schweizer Journalist Alex Reichmuth sagt. Allein mit dem Umweg über das abgeschlossene und durch vielerlei Einflüsse und Rücksichten beschädigte System der Berufswissenschaft schaffen wir es nicht. Die Reform der Wissenschaft an unseren Universitäten bleibt nach dem zweifelhaften Erfolg von Bologna auf der Agenda.

Fazit: Selbstorganisation statt Außensteuerung

Die kritische Funktion von Citizen Science, wie sie in diesem Themenschwerpunkt in Karl Kollmanns verbraucherorientierten Ideen, Uwe Schneidewinds Bürgeruniversität oder Manfred Ronzheimers Vision eines kritischen Wissenschaftsjournalismus Gestalt gewinnen, sind einige Wege, hierbei voranzukommen. Vor allem aber gehört von allen Seiten mehr Respekt vor der Rationalität der Laien dazu, wenn die Wissenschaft eine Chance bekommen soll, sich zumindest teilweise wieder in der Mitte der Gesellschaft bemerkbar zu machen. Dies könnte der wichtigste neue Aspekt der alten Sache werden.

Citizen Science zu fördern heißt nicht, vordringlich Wissenschaftsprofis zu fördern, die Bürgerkenntnisse auswerten wollen; das sollten wir auch tun, aber nur in zweiter Linie. Es heißt vor allem Bürger zu fördern, deren Wissensbedürfnisse und -kompetenzen als Laien wir bislang zu wenig ernst genommen haben. Dies schließt eine größere Wertschätzung ihres elementaren, grundlegenden Beitrags zu aktueller, lebensnaher Forschung ein, einschließlich des hierfür nötigen kritischen Bewusstseins. Und es heißt, den Nimbus durch einen von Institutionen und Usancen nicht verstellten Blick auf die Wissenschaft, ihre Basis und ihre Spitzen, ihre Chancen und ihre Risiken, ihre Stärken und ihre Mängel zu ersetzen.

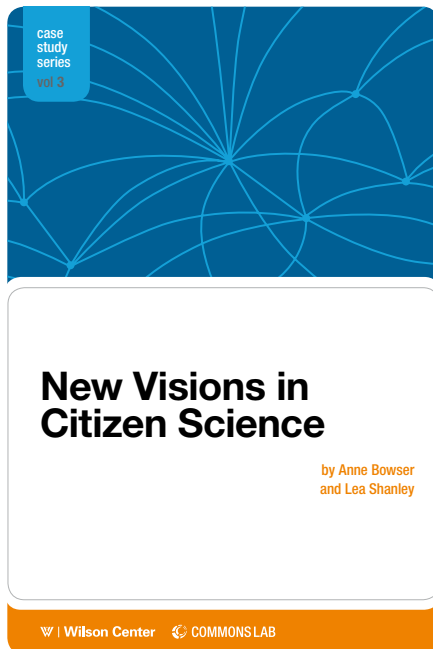
Die anarchische Qualität von Citizen Science, ihre im Vergleich zur Profiwissenschaft beneidenswerte Freiheit, ihre Selbstorganisiertheit und ihr wertvoller Beitrag zur Demokratie, sind hohe, aktuell bedrohte Güter (Finke 2014, SPIEGEL-Interview). Sie zu erhalten ist etwas, das allen Verantwortlichen abverlangt werden muss. Der Elite-Basis-Konflikt, der sonst droht, könnte viele gute Ansätze zerstören.

Kontakt:

Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Finke
Theory of Science, Citizen Science and
Cultural Ecology
Former Universities: Bielefeld, Witten-Herdecke
(Germany), Debrecen (Hungary)
E-Mail: peter.finke@t-online.de

Websites – Weiterbildung – Wissenschaftsposition

Quellen und Anregungen: Internationale Seiten bieten eine Reihe lohnender Beispiele und News



Das National Science Communication Institute in Seattle (www.nationalscience.org) ist prinzipiell eine lohnende Quelle rund um die Wissenschaftskommunikation. Es hat kürzlich eine Studie zu Citizen Science in den Zusammenhang der amerikanischen Diskussion gestellt. Die Untersuchung – noch recht aktuell aus dem Herbst 2013 – ist empfehlenswert. Der Titel: „New Visions in Citizen Science“, vorgelegt vom Woodrow Wilson International Center for Scholars, Washington D.C. Die Autoren Anne Bowser und Lea Shanley stellen an Projektbeispielen heraus, wie Teilnehmer in Citizen Science oder im Crowdsourcing mobilisiert und buchstäblich über längere Laufzeiten bei Laune gehalten wurden. Ebenso wird herausgearbeitet, wie eine Integration von öffentlichen (Professional Science) und pri-

” **Ebenso wird herausgearbeitet, wie eine Integration von öffentlichen (Professional Science) und privat erhobenen Daten (Citizen Science) im Zeitalter von Big Data erfolgen kann und welche sozialen sowie rechtlichen Fragen dabei zu berücksichtigen sind.**

vat erhobenen Daten (Citizen Science) im Zeitalter von Big Data erfolgen kann und welche sozialen sowie rechtlichen Fragen dabei zu berücksichtigen sind.

Quelle: www.wilsoncenter.org

DFG aufgepasst: Die National Science Foundation in den USA ist beispielsweise mit NEON in Citizen Science-Projekten engagiert. Das National Ecological Observatory Network ist bis 2040 angelegt und soll Daten über Veränderungen im nationalen amerikanischen Ökosystem zusammentragen und auswerten. Über die NEON-Projektstruktur werden die Wissenschaftler mit den Bürgerforschern direkt vernetzt, ganz im Sinne der Citizen Science-Idee. Ob nach der Leibniz- und Helmholtz-Gemeinschaft auch die größte deutsche Förderorganisation für die Grundlagenforschung an Universitäten – die Deutsche Forschungsgemeinschaft – in absehbarer Zeit „Go Citizen Science“ sagen wird? Das bleibt abzuwarten. In der NSF jedenfalls steht unter anderem Elizabeth R. Blood, die NEON Programmdirektorin, für Fragen zur Verfügung (eblood@nsf.org).



Quelle zum Projekt NEON: http://www.nsf.gov/funding/pgm_summ.jsp?pims_id=13440

Uwe Schneidewind

Bürgeruniversität spiegelt den Dialogwunsch

Konzept der „Bürgerhochschule“ – ein Katalysator für eine starke Bürgerwissenschaft



Die Suche nach neuen Formen der Kooperation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Eine Chance für die Weiterentwicklung von Hochschulen?

Foto: Simone Peter/pixelio

Die große Resonanz auf die Idee der Bürgerwissenschaft ist auch Ausdruck für den Bedeutungsverlust der Hochschule in der Gesellschaft. Hochschulen scheinen kaum präsent im Ringen um viele gesellschaftlich brennende Fragen: zum Beispiel bei der Suche nach neuen Modellen der Ökonomie oder bei der Entwicklung angepasster Technologien. Doch Hochschule und Bürgerwissenschaft müssen kein Gegensatz sein – im Gegenteil: Als Bürgerhochschule kann die Hochschule zum wichtigen Katalysator einer starken Bürgerwissenschaft werden.

Nie haben so viele Menschen in Deutschland an Hochschulen studiert. Nie ist so viel Geld in den Wissenschafts- und Hochschulsektor geflossen wie in den vergangenen Jahren. Und dennoch löst die Idee der Bürgerwissenschaft eine große Faszination aus: Sie scheint Antworten auf viele in der Gesellschaft

gestellte Fragen zu bieten, zu denen die institutionalisierte Wissenschaft oft sprachlos bleibt: Wie sehen Wohlstandsmodelle der Zukunft aus? Sind moderne Gesellschaften auch unter Postwachstumsbedingungen möglich? Was sind erfolgreiche Ansätze einer Sharing-Economy? Wie können die Gefahren moderner Technologien früh erkannt und damit umgegangen werden? Wie lassen sich angepasste Technologien für eine resiliente Energieversorgung und Mobilität gestalten – von der dezentralen Energieversorgung bis zum Open Source-Automobil? Wie sehen zukunftsfähige Partizipationsmodelle aus?

Nischen im klassischen Wissenschaftssystem

Dies sind nur einige Fragen, für die heute nur in Nischen des klassischen Wissenschaftssystems aktiv nach Antworten gesucht wird. Sie werden außerhalb der Wissenschaft oftmals intensiver diskutiert – beispielsweise in studentischen Netzwerken zur Wachstumswende, in der Transition Town-Bewegung, unter engagierten Bürgerinnen und Bürgern, die sich auf den Weg zu einer 100 Prozent Erneuerbaren-Kommune machen, oder in den wissenschaftlichen Arbeitskreisen großer Umweltverbände wie dem BUND.

Ende der 70er-Jahre und in den 80er-Jahren existierte schon einmal eine ähnliche Situation: Die etablierte Wissenschaft, Staat und Industrie forcierten Groß- und Risikotechnologien. Der Widerstand der Bürger gegen Atomtechnologie und andere Großrisiken fand kaum Resonanz im institutionalisierten Wissenschaftssystem. Damals gründeten sich Institute wie das Öko-Institut, das Institut für Energie- und Umweltfragen (IFEU) oder das Institut für ökologische Wirtschafts-

Stichwörter

Bürgerwissenschaft
Bürgerhochschule
Transdisziplinarität

forschung (IÖW). Sie wurden zum wissenschaftlichen Resonanzboden für eine immer breiter werdende Ökologiebewegung. Auch diese Form der Bürgerwissenschaft entwickelte sich aus Rändern der Hochschulen heraus – ein Beleg dafür, wie eng die Verbindungen zwischen Hochschulen und Bürgerwissenschaft sein können.

Starke Bürgerwissenschaft in aufgeklärter Wissensgesellschaft

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich: Wenn hier von „Bürgerwissenschaft“ gesprochen wird, ist damit nicht „Citizen Science light“ sondern „Citizen Science proper“ (Finke 2014) gemeint. Das heißt: Eine „starke“ Bürgerwissenschaft ist das Ziel, in der Bürger sich nicht alleine auf die Rolle von Hilfswissenschaftlern für die etablierte Wissenschaft (als Beobachter, Sammler, Zähler) beschränken, sondern selber aktiv Forschungsfragen aufwerfen und diese aktiv untersuchen. Eine solche starke Bürgerwissenschaft ergänzt das etablierte Wissenschaftssystem und ist ein wichtiger Beitrag für eine aufgeklärte Wissensgesellschaft. Die „reflexive Moderne“ (Giddens/Beck/Lash) benötigt vielfältige Zentren der Wissensproduktion. Nur so ist gesellschaftliche Gestaltung unter den Bedingungen einer Nebenfolgendengesellschaft möglich. Dies ist die Essenz einer „transformativen Wissenschaft“ (Schneidewind/Singer-Brodowski 2014), das heißt einer Wissenschaft, die gesellschaftliche Veränderungsprozesse aktiv mitgestaltet und begleitet.

Dabei zeigt sich, dass sich eine starke Bürgerwissenschaft besonders dann gut entwickeln kann, wenn es enge Verknüpfungen mit Hochschulen gibt. Studierende und Lehrende in Hochschulen sind selber ein Pool von potenziellen Bürgerwissenschaftlern. Hochschulen können vielfältige methodische und instrumentelle Unterstützung für die Bürgerwissenschaft liefern. Sie können Plattform für den Austausch mit der organisierten Zivilgesellschaft sein und neue Formen von Vermittlungsinstitutionen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft auf den Weg bringen. Dies alles hilft nicht nur der Stärkung einer Bürgerwissenschaft, sondern eröffnet auch ganz neue Potenziale für Hochschulen – in Forschung, Lehre und Transfer. Als „Bürgerhochschulen“ (Schneidewind 2013) können Hochschulen verstanden werden, die diese Chancen aktiv erschließen. Einige Hochschulen in Deutschland haben sich hierzu auf den Weg gemacht.

Studierende als Citizen Scientists

Bürgerwissenschaft birgt besonders große Chancen für die Lehre in Hochschulen. Denn letztlich steckt in jedem Studierenden ein potenzieller Citizen Scientist. Viele Studierende kommen an die Hochschule, weil sie konkrete, gesellschaftlich relevante Fragen umtreiben: Wie kann eine gerechte Ökonomie und Gesellschaft aussehen? Wie gelingt die Erhöhung der Bildungs- und Teilhabechancen für Menschen mit Migrationshintergrund? Wie müssen neue Energietechnologien zur Lösung aktueller Umweltfragen gestaltet sein? Viele dieser Fragen liegen quer zu Disziplinen und zur kanonisierten Hochschullehre. Statt Studierende von Anfang an zu „disziplinieren“, lassen sich die Fragestellungen der Studierenden auch zum Ausgangspunkt von Lehre nehmen.

Die schon seit den 70er-Jahren erfolgreich praktizierte Form des „Projektstudiums“ hat gezeigt, wie auf diese Weise forschendes Lernen möglich wird und neue Motivationen entstehen, auch disziplinäre Zugänge und Methoden zu erlernen. Universitäten wie die Leuphana Universität Lüneburg mit ihrer Studieneingangswoche und dem von allen Studierenden zu absolvierenden ersten „Leuphana-Semester“ haben dies ebenso erkannt wie die Universität Witten/Herdecke, bei der das problemorientierte Lernen Kern der „Wittener Didaktik“ ist. Der Schritt des problemorientierten Lernens zu konkreten Projekten vor Ort, in denen Studierende dann zusammen mit Bürgern an sie bewegenden Forschungsfragen arbeiten, ist nur ein kurzer.



Prof. Dr. Uwe Schneidewind, Präsident des Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie

Foto: Olfar Heyermann/PhotoDesign

„Hochschulen können vielfältige methodische und instrumentelle Unterstützung für die Bürgerwissenschaft liefern. Sie können Plattform für den Austausch mit der organisierten Zivilgesellschaft sein und neue Formen von Vermittlungsinstitutionen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft auf den Weg bringen. Dies alles hilft nicht nur der Stärkung einer Bürgerwissenschaft, sondern eröffnet auch ganz neue Potenziale für Hochschulen – in Forschung, Lehre und Transfer.“

Literatur:

Bergmann, M. u.a., „Germany – Europe – World 2042: A Transformative Longitudinal Study“, in: GAIA 23/2 (2014), S. 132–134.

Finke, P., Citizen-Science. Das unterschätzte Wissen der Laien. Oekom-Verlag, München 2014.

Pfriem, R., Raabe, T., Spiller, A. (Hrsg.), OSSENA. Das Unternehmen nachhaltige Unternehmenskultur, Metropolis, Marburg 2006.

Schneidewind, U., „Plädoyer für eine Bürgeruniversität“ in: DUZ Magazin 8 (2013), S. 30–31.

Schneidewind, U., Singer-Brodowski, M., Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem, 2. Aufl. Metropolis, Marburg 2014.

Wechsler, D., „Crowdsourcing as a method of transdisciplinary research—Tapping the full potential of participants“, in: Futures 2014 (im Erscheinen; <http://dx.doi.org/10.1016/j.futures.2014.02.005>).

Mit Bürgerwissenschaft die Potenziale der Region erschließen

Für Hochschulen ist damit eine besondere Chance verbunden. Hochschulen erfüllen heute mehr denn je auch eine wichtige Entwicklungsfunktion für Städte und Regionen, in denen sie sich befinden. Diese Funktion wurde lange Zeit insbesondere auf den unmittelbaren ökonomischen und technologischen Transfer bezogen. Daher verfügen heute die meisten Hochschulen über Technologietransferstellen oder Gründerzentren. Für eine ökonomisch, sozial und ökologisch ausgewogene Entwicklung bedarf es breiter ausgerichteter Impulse. Bürgerwissenschaft und Hochschule können hier ganz neue Symbiosen eingehen. Zwei Beispiele:

- ◆ So arbeitet die Universität Oldenburg in mehreren Projekten (vgl. zum Überblick Pfriem/Raabe/Spiller 2006) seit Jahren eng mit Akteuren einer ökologischen Ernährungswirtschaft in Ostfriesland zusammen. Das Wissen der regionalen Landwirte und Akteure vor Ort treibt mit den Zugängen der Oldenburger Wissenschaftler eine nachhaltige regionale Ernährungswende an.
- ◆ Die Bergische Universität Wuppertal hat zusammen mit dem Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie im Jahr 2013 das Projekt „Transformationslabor Wuppertal“ ins Leben gerufen. Wissenschaftler der Universität und des Institutes werden in den kommenden Jahren eng mit sozialen Bewegungen, Akteuren in der Stadtverwaltung und Unternehmen an Perspektiven für einen breit verstandenen „Wohlstandswandel“ in Wuppertal arbeiten. Dabei soll die Stadt auch zu einem großen urbanen Citizen Science-Labor werden.

Methodenvermittlung und Citizen Science

Auch Bürgerwissenschaftler benötigen Methodenwissen. In den in der Regel naturwissenschaftlichen „Citizen Science light“-Projekten erfolgt die Vermittlung durch die aktive Einbindung von Bürgern in bestehende wissenschaftliche Projekte.

In Hochschulen ist es möglich, den Methodentransfer weit über naturwissenschaftliche Beobachtungsmethoden auszuweiten. Die Vermittlung von Methoden der empirischen Sozialforschung, von ethnographischen Feldzugängen, von ökonomischen Modellen – all das lässt sich in der gemeinsamen Bearbeitung von Citizen Science-Fragestellungen entwickeln. Es eröffnet auch Perspektiven einer erweiterten Form von „offener Hochschule“, in der Bürgerwissenschaftler Angebote zum Methodenerwerb wahrnehmen können.

Hochschulen erleichtern solche Kooperationsprojekte neue Formen der inter- und transdisziplinären Zusammenarbeit zwischen ihren Fächern (Wechsler 2014). Das Projekt „2042“ (Bergmann u.a. 2014) der interdisziplinären Fakultät für Nachhaltigkeit an der Leuphana Universität in Lüneburg ist dafür ein Beispiel, ebenso wie die Zusammenarbeit von Elektrotechnikern, Industriedesignerinnen, Soziologen und Gegenwartsphilosophen im interdisziplinären „Zentrum für Transformationsforschung“ (TransZent) an der Universität Wuppertal, in dem die Arbeit im Transformationslabor Wuppertal zusammenlaufen.

Wissenschaftsläden und andere Plattformen der Wissensvermittlung

Neben der unmittelbaren Verbindung zwischen Hochschule und Bürgerwissenschaft ist es wichtig, Brückeninstitutionen für die Kooperation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu schaffen – ähnlich wie dies mit den Transferstellen für die Kooperation zwischen Hochschule und Wirtschaft fast flächendeckend geschehen ist. Sogenannte Wissenschaftsläden haben sich dafür als Modell insbesondere in den Niederlanden, aber auch an einzelnen deutschen Standorten wie in Bonn bewährt. Bürgerhochschulen sollten sich für das Entstehen solcher neuen Formen von „Transferstellen“ einsetzen.

„Neben der unmittelbaren Verbindung zwischen Hochschule und Bürgerwissenschaft ist es wichtig, Brückeninstitutionen für die Kooperation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu schaffen – ähnlich wie dies mit den Transferstellen für die Kooperation zwischen Hochschule und Wirtschaft fast flächendeckend geschehen ist.“

Neben dem einzelnen Bürger sind zivilgesellschaftliche Organisationen wichtige Orte für Bürgerwissenschaft – von Umwelt- und Sozialverbänden bis hin zu Kirchen und Bürgervereinen. Ein besonders prominentes Beispiel sind die 20 wissenschaftlichen Arbeitskreise des BUND, des größten deutschen Umweltverbandes. In diesen Arbeitskreisen (www.bund.net/ueber_uns/arbeitskreise/) arbeiten Fachwissenschaftler mit erfahrenen BUND-Aktiven an Fragen des Bodens und Naturschutzes, der Energie- und Verkehrspolitik bis hin zu neuen Wohlstandsmodellen. Sie sind ein eindrucksvolles Beispiel für eine transdisziplinäre Bürgerwissenschaft innerhalb von Verbänden.

Hochschulen sollten dieses Potenzial durch einen institutionalisierten Austausch mit der organisierten Zivilgesellschaft stärker nutzen – sowohl vor Ort als auch überregional. Hier lassen sich gemeinsame Projekte oder geeignete Formen des Methodentransfers vereinbaren. Die gezielte Aufnahme von Vertretern organisierter Zivilgesellschaft in den Hochschulrat einer Hochschule kann die Kooperation und das Bewusstsein für die Möglichkeiten der Zusammenarbeit weiter stärken.

Fazit

Die Begeisterung und der Rückenwind, den die Idee einer Bürgerwissenschaft aktuell erfährt, ist auch eine Chance für die Weiterentwicklung von Hochschulen. Es gibt vielfältige Ansatzpunkte für die Verbindung von starker Bürgerwissenschaft und Hochschulen. Hochschulen sollten diese Gelegenheit wahrnehmen und vermehrt zu Bürgerhochschulen werden.

keywords

Citizen Science
Citizen University
Transdisciplinarity

Kontakt:

Prof. Dr. Uwe Schneidewind
 Wuppertal Institut für Klima, Umwelt,
 Energie GmbH
 Döppersberg 19
 D-42103 Wuppertal
 Tel.: +49-202-2492-100
 Fax: +49-202-2492-108
 E-Mail.: Uwe.Schneidewind@wupperinst.org
www.wupperinst.org



Bürger schaffen Wissen

Auszug aus der gleichlautenden Pressemitteilung vom 7. Juli 2014

Citizen Science bietet große Chancen

Beteiligung ist ein wesentliches Element in westlichen Demokratien wie Deutschland oder Großbritannien. In Vereinen und Fachgesellschaften engagieren sich seit vielen Jahren Millionen Deutsche ehrenamtlich. Dieses Engagement hilft auch der Wissenschaft. Im angelsächsischen Raum hat sich für diese Art von Bürgerwissenschaft inzwischen der Fachbegriff Citizen Science etabliert. Durch moderne Informations- und Kommunikationstechnologien wie Internet und Smartphone wurde es in den letzten Jahren deutlich leichter, sich untereinander zu vernetzen und Daten auszutauschen. So ist es bereits jetzt möglich, Umweltdaten wie Lärm oder die Vorkommen von Tier- und Pflanzenarten zu erfassen. Beteiligen sich daran möglichst viele Interessierte, dann besteht die Chance, räumlich und zeitlich sehr komplexe Datensätze zu erheben, die durch hauptberuflich Forschende in diesem Umfang nicht geschaffen werden könnten und so die traditionellen Wissenschaften gut ergänzen. Neben dem großen Potenzial bei der Datenerfassung bietet Citizen Science aber noch weitere Chancen: Der Kontakt kann das Einbinden von lokalem Wissen und Erfahrungen erleichtern, die Akzeptanz der Forschung in der breiten Bevölkerung verbessern oder auch den Wissenstransfer in die Gesellschaft beschleunigen. Von dieser Partnerschaft auf Augenhöhe profitieren also beide Partner – sowohl Wissenschaft als auch Bürger.

K. Walter Haug

Jahre im Feld ohne Anerkennung

Privatarchäologische Forschungen an „megalithischen Cairns“ in Baden-Württemberg – ein kritischer Erfahrungsbericht



Die Felsnekropole Crocefisso del Tufo bei Orvieto, gemauerte Grabhügel in einem Steinbruch.

Foto: Cairn-Forschungsgesellschaft

Es gibt Stufenpyramiden in Deutschland. Und es darf eigentlich keine Stufenpyramiden in Deutschland geben. Das ist das Anerkennung-Problem der Cairns-Forschung. Durch einen Artikel in der Welt am Sonntag (1. Juni 2014) erfuhren wir von Citizen Science. Für uns war es eine nahezu traumhaft erscheinende Tatsache, dass es tatsächlich auch Wissenschaftler gibt, die wissenschaftliches Bürgerengagement zu würdigen wissen. Wir leben und forschen ja nicht in den USA, sondern in Deutschland, das für seine Autoritätsgläubigkeit bekannt ist (Adorno 1973). Hierzulande hat jeder Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wenn er einen akademischen Abschluss vorzuweisen hat. Aber ganz besonders gilt dies, wenn er als Akademiker in Staatsdiensten steht. Laienforscher dagegen werden oft mit dem Makel der Spinnerei behaftet. Meist werden sie nicht für voll genommen, geschweige denn offiziell anerkannt. Das ist unsere bisherige, traurige

Erfahrung. Als eifriger STERN-Leser, der mit „Jugend forscht“ groß geworden ist, hielt ich gesellschaftliche Transparenz auch im wissenschaftlichen Leben für selbstverständlich – wurde bisher aber herb enttäuscht.

Seit 1990 engagiert sich die Privat-Archäologie in der Erforschung eines Phänomens, das jeder staatliche Archäologe Frankreichs oder Großbritanniens sofort als megalithischen Cairn erkennen würde. Nur hier im Land der Entdeckungen, in Baden-Württemberg, stoßen wir von Amtsseite auf heftigsten Widerstand. Die Anerkennung dieser gewaltigen prähistorischen Monumente blieb aus, obwohl nun auch der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann den „hohen ehrenamtlichen Einsatz“ der Cairn-Forschungsgesellschaft für die „Geschichtsforschung“ und die „Suche nach Pyramiden in Baden-Württemberg“ anerkannt hat. Begrifflich handelt es sich um Stufenpyramiden, da Cairns von französischen Archäologen auch so bezeichnet werden.

Funde im Westen und Nordwesten Europas

Die Cairn-Funde wurden bisher nur im Westen und Nordwesten Europas gemacht, erstrecken sich offiziell bis Ostfrankreich und das Elsass. Deshalb sind wir uns auch bewusst, dass die Cairn-Forschung ein spezielles neues Forschungsgebiet ist, das hierzulande nur wenige kennen, da deutsche Kleinstaat-Archäologie sich generell nur mit dem konventionellen Forschungsbe- reich im „eigenen Ländle“ beschäftigt.

Da die meisten Entdeckungen in „Steinbrüchen“ gemacht wurden, hält die Allgemeinheit und auch das baden-württembergische Landesamt für Denkmalpflege (LAD-BW) sie für „ummauerte Schutthalden“. Denn die Mauern der Monumente sind ja unter dem Erosionsschutt von Jahrtausenden überall erkennbar. Diese verwegene Theorie der Staatsarchäologen setzt aber die Existenz von Schutt hinter den Außenmauern voraus. Dieser Nachweis wurde von den Staatsarchäologen bis heute nicht erbracht, dennoch werden unsere Forschungsbemühungen mit dieser unbewiesenen aber offiziellen Pseudo-Theorie ins Lächerliche gezogen.

Bei den mehrjährigen Ausgrabungen an der Zwerchhölde von Sternenfels konnten wir nun 2013 mit einer Baggergrabung fünf Meter hinter einer wohl erhaltenen Fassade dieses gigantischen Monuments nur horizontal gesetzte Sandstein- und Tonschieferplatten, also Trockenmauerwerk, entdecken. Schutt würde ja durch den Schüttvorgang schräg zu liegen kommen und aus gemischten Materialien unterschiedlichster Güte bestehen. Ein erweiterter Grabungsschnitt könnte jederzeit erfolgen, wenn diese erste Beweisführung von interessierten Wissenschaftlern nicht anerkannt werden sollte. Somit haben wir es mit einem massiven Bauwerk von über 20 Meter Höhe, rund 60 Meter Breite und etwa 80 Meter Länge zu tun. Das ist der größte erforschte Cairn Europas, der nun in ganzem Umfang freigelegt werden sollte.

Logik der „Steinbruch“-Monumente

Wer die Logik der „Steinbruch“-Monumente einmal verstanden hat, entdeckt sie überall. Die größten Exemplare erreichen Längen von über 440 Metern und Höhen von über 30 Metern – so zum Beispiel das Paradies-Monument am Jägerhaus von Heilbronn, das als der flächenmäßig größte Steinbruch Baden-Württembergs gilt. Diese Fläche wird hauptsächlich durch ein Monument eingenommen, das sich fast nahtlos in den Berghang einfügt. Lediglich die Hinterwand wurde zum neuzeitlichen Steinbruch erweitert. An der Außenmauer dieses gigantischen Monuments befindet sich ein Sarkophag, auch Steinkiste genannt, die es in vergleichbarer Form seit der Jungsteinzeit in Deutschland gibt. Natürlich wird auch dieses rundum gemauerte Bauwerk als Schutthalde ausgegeben. Wenn man sich die dünne Deckschicht über dem abbaubaren Fels anschaut, so kann nur relativ wenig Abraum angefallen sein, und den hätte man gewiss nicht so mühsam aufgetürmt. Grundsätzlich steht das Volumen des angeblichen Abraums in einem diametral entgegengesetzten Verhältnis zur Ökonomie eines solchen Unternehmens.

Mehr als zehn Gangportale sind inzwischen in Süddeutschland bekannt, aber das LAD-BW weigert sich, diese zu öffnen und zu erforschen. Wir würden das gerne tun, bekommen aber keine Genehmigung. Die Kooperation mit dem LAD ist gleich Null, da der im Laufe der Jahrzehnte gewachsene gegenseitige Widerwille keine vernünftige Kommunikation mehr zulässt. Man behandelt uns als Spinner und wimmelt unsere Kooperationsersuchen ab. E-Mails werden nicht beantwortet.

Aufgrund dieser fahrlässigen Falschbegutachtung gelingt es uns auch nicht, mit Wissenschaftlern an Universitäten und Fachhochschulen in Kontakt zu treten, die uns in unseren Forschungsbemühungen unterstützen könnten. Das ist das größte Ärgernis überhaupt, die gedankenlose Autoritätsgläubigkeit auch unter Wissenschaftlern, die sich nicht einmal die Mühe machen, unsere umfangreichen Argumente gewissenhaft zu prüfen.

Schulterschluss mit den Hochschulen erforderlich

Wenn die Cairn-Forschung in Deutschland endlich in Fahrt kommen soll, müssen sich Universitäten und Fachhochschulen engagieren. Die Fachschaft Geophysik der damaligen Universität Karlsruhe hat das bereits getan und durch Philipp Heidinger von 2004 bis 2006 geomagnetische



K. Walter Haug, Citizen Scientist, in der Feldforschung.

„**Aufgrund dieser fahrlässigen Falschbegutachtung gelingt es uns auch nicht, mit Wissenschaftlern an Universitäten und Fachhochschulen in Kontakt zu treten, die uns in unseren Forschungsbemühungen unterstützen könnten. Das ist das größte Ärgernis überhaupt, die gedankenlose Autoritätsgläubigkeit auch unter Wissenschaftlern, die sich nicht einmal die Mühe machen, unsere umfangreichen Argumente gewissenhaft zu prüfen.**“

Literatur:

Adorno, Theodor W., Studien zum autoritären Charakter, Suhrkamp 1973.

„Ohne Wissenschaftler gibt es also auch keine Anerkennung unserer hochkulturellen Cairns in Deutschland – ein Teufelskreis. Wir wären also ein idealer Kandidat für die Zusammenarbeit mit archäologischen Fakultäten im Sinne der Citizen Science-Philosophie.

Kontakt:

K. Walter Haug
Cairn-Forschungsgesellschaft
E-Mail: walha1a@aol.de
www.megalith-pyramiden.de

und geoelektrische Messungen an der Zwerchhölde durchführen lassen. Das führte zu Hinweisen auf mehrere Hohlräume und einen zentralen, der über fünf Meter hoch ist.

Problem: Nur Grabungsergebnisse unter Teilnahme von Vertrauenspersonen des Amtes werden offiziell anerkannt. Ohne Wissenschaftler gibt es also auch keine Anerkennung unserer hochkulturellen Cairns in Deutschland – ein Teufelskreis. Wir wären also ein idealer Kandidat für die Zusammenarbeit mit archäologischen Fakultäten im Sinne der Citizen Science-Philosophie. Studenten könnten ihre Praxis-Scheine durch Grabungen an Cairns und in Grabgängen machen. Methodisch stimmen wir uns ab – Arbeitsteilung wäre möglich.

Im Verbreitungsgebiet der Cairns zwischen Rhein und Neckar kommen hierfür die Universitäten in Heidelberg mit dem Institut für Klassische Archäologie und für Ur- und Frühgeschichte sowie Freiburg mit der klassischen und urgeschichtlichen Archäologie in Frage. Auch die Fachhochschulen Karlsruhes und Mannheims führen im Studium Bauingenieurwesen/Bauhistorik archäologische Grabungen durch; sie wären als Kooperationspartner geeignet.

Fazit

Wir sind uns mehr als schmerzhaft bewusst, dass Professional Scientists sich von Laien oder Bürgerwissenschaftlern nur ungern etwas sagen lassen beziehungsweise von ihnen lernen wollen. Aber nach 24 Jahren Feldforschung sind wir dem Laienstand entwachsen. Wir haben Erfahrungen gesammelt, die bisher keiner mit uns teilen wollte, aber einzigartig sind. Wer sich für unsere Forschung entscheidet, dem öffnet sich eine völlig neue Welt. Das Staatsmonopol auf Archäologie, ein Relikt des Feudalismus, muss von der Politik gebrochen und Privatinitiativen, die arbeitslose Archäologen anstellen, zugelassen werden. Anders lassen sich die zahlreichen Cairns und Stufenpyramiden gar nicht erforschen.

BLOG-Beitrag zum taz Artikel vom 11.07.2014 über die aktuellen Spannungsfelder von Citizen Science

Am 08.07.2014 fand in Berlin die Auftakt-Veranstaltung zum Projekt GEWISS (Bürger schaffen Wissen) statt. Die BMBF geförderte Plattform soll die Citizen Science in Deutschland voran treiben und sowohl für wissenschaftlich engagierte BürgerInnen als auch für WissenschaftlerInnen eine Vernetzungsmöglichkeit schaffen. Ob diese Form aktueller Unterstützung der Beteiligung an Forschungsprojekten eine echte Partizipation von BürgerInnen in der Wissenschaft darstellt, wird zunehmend kontrovers diskutiert. Befürchtet wird die Gefahr einer Scheinbeteiligung, die eine echte Demokratisierung der Wissenschaft z.B. in der Co-Definition von Forschungsfragen oder der Mitbestimmung in der Erstellung von Forschungsagenden eher verhindert. Darüber hinaus wird gefragt, ob die aktuelle Institutionalisierung der Citizen Science den gerade nicht institutionalisierten Forschungsprojekten vieler BürgerInnen ein entscheidendes Maß an Unabhängigkeit und Freiheit nimmt. Dies betont der Citizen Science Experte, Prof. Dr. Finke, der im Frühjahr das Buch „Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien“ veröffentlicht hat und die Chancen der Citizen Science vor allem in ihrem, vom Mainstream des Wissenschaftssystems unabhängigen, Bestreben nach mehr Unabhängigkeit, mehr Nachhaltigkeitsforschung, mehr Transdisziplinarität und mehr bürgerfreundliche Kommunikationsweisen sieht. In einem aktuellen taz Artikel zieht Manfred Ronzheimer ein Fazit zur GEWISS-Auftaktveranstaltung und zeigt das Spannungsfeld der aktuellen Debatte um Citizen Science differenziert auf.

Mand Singer-Brodowski

Mand Singer-Brodowski ist Referentin für Nachhaltige/Transformative Wissenschaft beim Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie GmbH. Diesen Artikel hat sie am 11.07.2014 in ihrem Blog „TransformWissen“ auf <http://nachhaltige-wissenschaft.blog.de> veröffentlicht.

Karl Kollmann

Laien und Sozialwissenschaften – ein beidseitiges Desinteresse?

Eine Beobachtung zur Unverbundenheit von Citizen Science und Profi Science

Kommentar

Wenn man die bürgerliche Wissensarbeit im Sinne von Peter Finkes „Citizen Science“ weit fasst, zeigt sich gerade im sozialwissenschaftlichen Bereich eine vielfältige Landschaft. Gemeint sind dabei nicht jene Aktivitäten und Beiträge, die außeruniversitäre Einrichtungen oder Nichtregierungsorganisationen (NGOs) hervorbringen – die sind ja meist gut im modernen interessenspolitischen Betrieb integriert und gehören ohnedies zur Profi-Wissenschaft. Gemeint sind jene Autoren, die sich neben ihrer Berufsarbeit anderen aktuellen Themen grundsätzlicher zuwenden und hier neue Perspektiven beisteuern.

Beispiele außer-wissenschaftsbetrieblicher Wissensarbeit liefern etwa Stefan Schridde mit seiner Initiative „Murks? Nein Danke!“, Christopher Stark mit seinem Buch und Blog: Neoliberalanalyse, oder Nora S. Stampfl mit ihren Büchern und Alexander Dill mit seinen Aktivitäten zu Gemeingütern, die sich dann in einem alternativen Forschungsinstitut fokussieren (Basel Institute of Commons and Economics, <http://commons.ch/>). Klar verschwimmen da mitunter scharfe Grenzen zwischen Beruf und dem bearbeiteten Thema, etwa wenn sich Datenschützer mit der neuen Erwerbsarbeitswelt auseinandersetzen (und die Technikfaszination unhinterfragt bleibt, Constanze Kurz, Frank Rieger 2013). Andererseits wird jahrelang gesellschaftsrelevante Theoriearbeit außerhalb des universitären Betriebs geleistet, etwa im Rahmen der Plattform und Zeitschrift „Streifzüge“.

Das sind einige Beispiele, es gibt mehr zu entdecken. Gemeinsam ist ihnen ein fehlender Bezug ihrer Arbeit und ihrer Ergebnisse zur professionellen Wissenschaft. Wohlgermerkt: nicht im Erklärungskontext, da schließen sie oft breit an die Profi-Science an, sondern im Verwendungszusammenhang. Die Profis greifen die Ergebnisse jener bürgerlichen Wissensarbeit kaum auf, ähnlich ist es mit den Medien. Die interviewen ungleich lieber einen Professor der Universität XY, als einen Exponenten aus der Citizen Science. Dazu kommt der mediale Matthäus-Effekt – wenn jemand ein paar Mal im Fernsehen Interviewpartner war und sich kooperativ gezeigt hat, steht der Experten-Fernsehlaufbahn nichts im Weg.

Die Verhältnisse in den professionellen Wissenschaften

Man mag im Rückblick fassungslos darüber sein, wie wenig sich die Universitäten gegen den neoliberalen Umbau zu Ausbildungsstätten (Bologna-Reform) und zu Forschungseinrichtungen für die Wirtschaft gewehrt haben. Allerdings, die Veränderungen haben bereits früher eingesetzt und Wissenschaft war oft eine ziemlich selbstreferenzielle Angelegenheit, gerade in Europa.

Um die Arbeitsbedingungen einer freien Wissenschaft – „frei“ steht in den Grundgesetzen der mitteleuropäischen Staaten – ist es schlecht bestellt. Das Renommee der Wissenschaftler bestimmt sich nach Zahl ihrer Publikationen und Auftritte auf Konferenzen, Rankings in Zitierranglisten und so weiter, den eingeworbenen Drittmitteln (also vonseiten der Industrie bezahlten Forschungsaufträgen), der Verankerung in Netzwerken (der schönere Ausdruck für Freunderl-



Sinn- und Wunschbild für ein verzweigtes und doch mit der Profi-Forschung verknüpftes „Bürger“-Wissen.

Foto: Simone Lütgert/pixelio

Literatur:

Thematisiert die in Waren eingebaute geplante Obsoleszenz, www.murks-nein-danke.de/murksmelden/

Stark, Chr., Neoliberalanalyse. Über die Ökonomisierung unseres Alltags. Wien 2014. <http://neoliberalanalyse.de/>

Nora S. Stampfl, N. S., Die berechnete Welt. Leben unter dem Einfluss von Algorithmen. Hannover 2013.

Basel Institute of Commons and Economics, <http://commons.ch/>

Kurz, C., Rieger, F., Arbeitsfrei. Eine Entdeckungsreise zu den Maschinen, die uns ersetzen. München 2013.

Streifzüge: www.streifzuege.org



Karl Kollmann war lange Jahre in der österreichischen und europäischen Verbraucherpolitik tätig und ist Inhaber einer Titularprofessur an der Wirtschaftsuniversität Wien.

„ Es ist selbstgewählte, unverbundene Koexistenz, mit der Citizen Science und Profi-Science heute vor sich hinarbeiten. Das muss nicht so sein. Bürger könnten durchaus provozieren, das tun sie ja auch bei örtlichen Bürgerinitiativen.

wirtschaft), der informellen Mitgliedschaft in Zitierkartellen, der Nähe zu Politik und Medien (Stichwort: Selbstvermarktung), die Reputation geben und für Fördermittel hilfreich sind.

An sich ist eine solche Lage beschämend. Übrigens, viel an naturwissenschaftlicher Forschung entstammt dem „Dual-Use“-Zweck, also einer militärischen und zivilen Anwendbarkeit der Forschungsergebnisse. Alles, was Informatik, Robotik, Smart Cities et cetera, Weltraumforschung, Astrophysik, Quantenphysik, Neurowissenschaften, Nanotechnologie, Biotechnologie betrifft, also im herrschenden neoliberalen, aggressiv wettbewerbsorientierten polit-wissenschaftlichen Verständnis exzellenzfähig ist, hat eine verdächtige Nähe zum militärisch-industriellen Komplex.

Und die Sozialwissenschaften ...?

Die sind längst schon an den Rand gedrängt, sofern es sich nicht um die Wirtschaftswissenschaften handelt. Ihnen hat es wenig genützt, sich quantitativ auszurichten und menschliches Handeln, nein: Verhalten, mit statistischen Methoden zu interpretieren und dabei den Gesamtzusammenhang zu vergessen. Wer braucht denn in einer neoliberalen Gesellschaft schon Familien-, Stadt- oder Konsumsoziologie, wo der Markt ohnedies alles zum Besten regelt?

Nun, wenn man sich die Publikationen in den einschlägigen Zeitschriften ansieht, merkt man rasch, die baggern in ihrem kleinen See, und diese Aktivitäten bleiben gesellschaftlich ziemlich belanglos. Klar, die „Academia“ ist mit sich selbst beschäftigt, mit Publikationslisten und Konferenzen, mit ihrem selbstgewählten Ghetto. Da verschwendet einer oder eine keine Zeit, um mit den für die universitäre Community ziemlich irrelevanten Exponenten einer Citizen Science zu kommunizieren oder eine Kooperation anzufangen. Das bringt im Renommee-Ranking der Uni-Subkultur überhaupt nichts – keine Reputation, keine Aufmerksamkeit keine Anerkennung seitens staatlicher Fördergeber, keine Drittmittel. Das ist nur lästig, frisst Zeit und andere Aufmerksamkeitschancen.

Was könnte man tun?

Bürger könnten natürlich – ähnlich wie die Industrie – die Profis locken: mit Geld, mit Aufmerksamkeit, mit Medienpräsenz. Das funktioniert aber nicht, denn die Bürger haben diese Möglichkeiten nicht. Sie haben weder Geld noch Macht zu verleihen (wie die Industrie). Und auch medial existieren sie nur dort, wo sie sich mit Vehemenz sichtbar machen.

Etwa Profi-Wissenschaft kritisch hinterfragen ...

Es ist selbstgewählte, unverbundene Koexistenz, mit der Citizen Science und Profi-Science heute vor sich hinarbeiten. Das muss nicht so sein. Bürger könnten durchaus provozieren, das tun sie ja auch bei örtlichen Bürgerinitiativen.

Man könnte der universitären Forschung die Frage gesellschaftlicher Relevanz stellen, die Profis also herausfordern, ihre Forschung auf gesellschaftliche Bedeutung oder Verspieltheit abklopfen, sie aus der selbstgewählten Sphäre wissenschaftlicher Neutralität (übrigens eine Chimäre) heraustreiben und die Selbstreferenzialität kritisch hinterfragen. Und gerade bei den Naturwissenschaften die Frage stellen, wem die Fördergelder (auch bei militärischer Forschung kommen sie aus dem Steuergeld der Bürger) nun wirklich nützen. Und welche Auswirkung die öffentlichen Milliarden für Nanotechnologie, Quantenphysik und CERN für die Zufriedenheit von Menschen nun tatsächlich haben. Genau um das ginge es bei Wissenschaft und Forschung, was trägt sie wirklich für das Wohlbefinden von Menschen und was für industrielle Profite bei? Und man sollte mit solchen Fragen auch den Medien auf die Zehen treten.

Kontakt:

Prof. Dr. Karl Kollmann
Vorsitzender Verbraucherrat
ASI
Heinestraße 38
1020 Wien
E-Mail: karl.kollmann@univie.ac.at

Ulrike Wolpers

PR-Boulevard: „Tonminerale helfen chronisch Nierenkranken“

Warum Wissenschafts-Presstexte oft nur die halbe Wahrheit sagen – eine Chance für Citizen Science

Die Termine reihen sich, als wäre es ein „Sommer der Wissenschaftskommunikation“. 10. Juni 2014: Der Siggener Kreis – eine Denkwerkstatt von Mitarbeitern der Kommunikationsabteilungen deutscher Hochschulen und Forschungseinrichtungen sowie weiterer Wissenschaftskommunikatoren, Wissenschaftler und Journalisten – veröffentlicht (in Sigg, Holstein) in seinem „Siggener Aufruf“ Leitlinien für eine gute Wissenschaftskommunikation. Dann – am 17. Juni 2014 – legen die wissenschaftlichen Akademien (acatech, Leopoldina und Union) in Berlin die Ergebnisse einer Untersuchung einer Arbeitsgruppe um den Bielefelder Sozialwissenschaftler Professor Peter Weingart vor. Vom 30. Juni bis zum 1. Juli 2014 diskutieren im Workshop „Image statt Inhalt“ der Volkswagenstiftung in Hannover Experten aus Hochschulen, Forschungseinrichtungen, Wissenschaftspolitik und -förderung sowie den Medien Qualitätsstandards qualitätvoller Wissenschaftskommunikation. Soviel zu den Eckpunkten.

Nun ein Beispiel als Anlass zur Analyse: Für ihren Presstext „Tonminerale helfen chronisch Nierenkranken“ bekam die Fraunhofer-Gesellschaft am 9. Januar 2014 gerade einmal einen von fünf Sternen vom „Medien-Doktor PR-Watch“. Das ist eine noch junge Rubrik des erfolgreichen „Medien-Doktors“, der Presse- und Medientexte aus der Wissenschaft anhand von journalistischen Qualitätskriterien untersucht. „Eine extreme Entgleisung“ begründet Professor Holger Wormer vom Institut für Journalistik an der Technischen Universität Dortmund und Mitgründer des Medien-Doktors die schlechte Bewertung. „Da hat eine renommierte Forschungseinrichtung Patienten Heilsversprechen gemacht, die durch die Faktenlage nicht gedeckt sind, weil die Studie noch im Tierversuch steckt. Ein Journalist würde dafür womöglich vom Presserat sanktioniert – gemäß Ziffer 14 des Pressekodex“, macht Wormer klar.

„Sommer der Wissenschaftskommunikation“ – (k)ein deutsches Sommermärchen

Unseriöse Berichterstattung durch renommierte Wissenschaftseinrichtungen – ist das nur ein Einzelfall? Schön wäre es. Nun zeichnen zwei im Juni 2014 veröffentlichte Strategiepapiere ein ernüchterndes Bild der Wissenschaftskommunikation in Deutschland.



Synchronisation ist erforderlich: Faktentreue und Kommunikationsanlass müssen zeitgleich erfolgen – eine bloße Ankündigungs-PR schadet der Wissenschaft.

Foto: Marvin Siefke/pixelio



Ulrike Wolpers arbeitet für verschiedene öffentlich-rechtliche Wissenschaftsredaktionen als freie Journalistin, Drehbuchautorin und Konzeptentwicklerin. Sie ist zudem als Medienberaterin für internationale Umweltschutzorganisationen und Forschungseinrichtungen tätig. Sie ist ausgebildete Meeresbiologin, ARD-Multimediarredakteurin und Wissenschaftskommunikatorin. An der TU Berlin hat sie den Master (MSc) in Wissenschaftskommunikation und -marketing erworben.

Im Siggener Aufruf fordert ein Gremium renommierter Wissenschaftskommunikatoren vom eigenen Berufsstand mehr Faktentreue, weniger Übertreibungen oder Verharmlosungen in Pressetexten. Vor einem „drohenden Kommunikationsversagen“ zwischen Wissenschaft und der Öffentlichkeit warnen gar die wissenschaftlichen Akademien in ihrer Stellungnahme „Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien“. Sie berufen sich dabei auf die Ergebnisse einer umfangreichen Untersuchung einer Arbeitsgruppe um Peter Weingart, an der auch Holger Wormer beteiligt war. Ergebnis: „Die deutsche Wissenschaftskommunikation hat bislang kaum etablierte Qualitätsstandards hervorgebracht – zum Beispiel hinsichtlich ethischer Gesichtspunkte.“

Eigentlich hätte der „Sommer der Wissenschaftskommunikation“ ja ein deutsches Sommermärchen werden können. „Nach besten Kräften“ gelobten die Verantwortlichen 1999 feierlich im PUSH-Memorandum, den Dialog von Wissenschaft und Gesellschaft voranzutreiben. Mit reichlich öffentlichen Mitteln entstanden originelle, kreative Formate; es professionalisierten sich die Kommunikationsabteilungen der Hochschulen und Forschungseinrichtungen.

Nur die halbe Wahrheit

Nun die bittere Erkenntnis: Statt einer durchweg positiven Bilanz nach 15 Jahren wird Deutschlands hoch gelobter Wissenschaftskommunikation trotz einiger Erfolge eine schwere Vertrauens- und Akzeptanzkrise attestiert. „Als Bürger erwarte ich, dass die Informationen in einer Mitteilung einer renommierten Universität oder außeruniversitären Forschungseinrichtung stimmen, also auch gewissen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen“, fordert Holger Wormer.

In Wirklichkeit finde man nach Meinung der Wissenschaftler im Internet immer häufiger nur die halbe Wahrheit. Es gehe zum Beispiel um Pressemitteilungen aus der Forschung, die gar keine Wissenschaftskommunikation im eigentlichen Sinne seien, also keine „seriöse, ausgewogene Information aus der Wissenschaft“ darstellten. Die Ergebnisse von wissenschaftlichen Studien würden zu knapp dargestellt, nicht ausreichend eingeordnet und die halbleere Seite mit werbenden Informationen über die Institutionen aufgefüllt, kritisiert Wormer. „Da vermischen sich Elemente des Marketings zu sehr mit der Wissenschaftskommunikation. Das ist so, als wenn Sie in einer Zeitung den Anzeigenteil mit einem schwachen redaktionellen Teil vermischen.“

Fehlt den Mitarbeitern der Pressestellen also wissenschaftliche Kritikfähigkeit? „Die Pressestellen tragen oft nicht die Schuld an diesen Fehlentwicklungen“, erklärt Wormer. „Im Gegenteil: Bei ihnen regt sich der Unmut. Sie werden von einzelnen Wissenschaftlern, aber auch von den Hochschulleitungen unter Druck gesetzt, kleine Informationen aus der Forschung als etwas Großartiges zu verkaufen, manchmal auch ohne böse Absicht.“ So sei der Siggener Aufruf als „ein Schritt zur Selbsthilfe der Wissenschaftskommunikatoren“ zu verstehen.

„Erdbeeren gut gegen Krebs?“

Als Mitglied des Siggener Kreises erläutert Elisabeth Hoffmann, Vorsitzende des Bundesverbandes Hochschulkommunikation und Leiterin Presse und Kommunikation an der TU Braunschweig, warum aus einem Fragezeichen in einer knackigen Überschrift einer Pressemitteilung immer öfter ein Ausrufezeichen wird. „Wie Informationen aus den Laboren an die Öffentlichkeit gelangen, ist sehr komplex. Die Abläufe sind oft weder zeitlich noch inhaltlich standardisiert, die Verantwortlichkeiten teils ungeklärt. Wir alle stehen unter einem enormen Zeit- und Erfolgsdruck.“

Als Beispiel nennt Hoffmann die so genannte Ankündigungs-PR. „Sagen wir, ein Forscher bekommt eine halbe Million Euro für die – fiktive – Studie, ob Erdbeeren die Entwicklung von

„**Nun die bittere Erkenntnis: Statt einer durchweg positiven Bilanz nach 15 Jahren wird Deutschlands hoch gelobter Wissenschaftskommunikation trotz einiger Erfolge eine schwere Vertrauens- und Akzeptanzkrise attestiert.**“

Krebs beeinflussen. Diese Erfolgsmeldung wird auf Wunsch des Förderers, des Wissenschaftlers und der Hochschule veröffentlicht, auch im Internet.“

Und jetzt folgt etwas, was man nicht vermuten würde. Die Studie wird nach vielen Versuchen beendet, der Zusammenhang zwischen Erdbeeren und Krebs erfolgreich widerlegt. Das ist eine wichtige Information aus dem Labor, die nach Beschreibung von Elisabeth Hoffmann typischerweise weder die Öffentlichkeit, noch das Büro der Pressestelle erreicht. „Nach Abschluss der Studie informiert der Wissenschaftler die Pressestelle oft nicht, weil es vielleicht keine so sensationelle Nachricht für ihn ist und er schon halb im nächsten Projekt steckt. Die Mitarbeiter der Pressestelle haben aber auch keine Zeit, ins abgelegene Labor zu gehen und nachzufragen. Diese Abläufe müssten standardisiert, die Verantwortlichkeiten geklärt werden.“ Das Ergebnis ist dann: „Die Hochschulen verbreiten ohne böse Absicht überall Informationen, die nicht mehr validiert werden.“

„Die Diskussion tut weh, aber ist gut.“

Die Fehlentwicklung der internen Kommunikation in Hochschulen ist nur eine Baustelle der Wissenschaftskommunikation in Deutschland. „Wissenschaftskommunikatoren sind ja nicht nur die Leute in den Pressestellen“, erklärt Hoffmann. „Es gibt viele Akteure mit unterschiedlichen Rollen: Die Wissenschaftler, die sich längst auch direkt an die Öffentlichkeit wenden; die Journalisten, die ein wichtiges Korrektiv sind für unsere Pressemitteilungen; wir Pressesprecher als Moderatoren; die Hochschulleitungen; die Förderer und natürlich die Öffentlichkeit selbst.“

Mittlerweile gibt es unüberschaubar viele Kanäle: YouTube, Twitter, Facebook und andere Social Media Plattformen verändern die Wissenschaftskommunikation so rasant, dass das Akademienpapier mit seinen Empfehlungen hier nur einen Anfang machen konnte – auch, wie sich während der Arbeiten herausstellte, mangels wirklich gesicherter Forschungsergebnisse über die Wissenschaftskommunikation auf diesen „neuen“ Kanälen.

In Zeiten von Citizen Science können „auch Bürger, die außerhalb der Akademia stehen, Wissenschaftskommunikatoren sein“, beschreibt Elisabeth Hoffmann. „Schauen Sie sich die Citizen Science Projekte an: Das sind keine einsamen Waldschräte, die Blümchen sammeln oder Wasserproben einsenden. Das sind oft hoch ausgebildete, vernetzte Laien, die zum Beispiel den Weltraum erkunden, Himmelskörper entdecken und das auch mitteilen.“

Angesichts dieser bunten Vielfalt erscheint die Diskussion über die Qualitätsstandards in der Wissenschaftskommunikation dringlich und überfällig. „Die Diskussion ist kontrovers und tut weh“, resümiert die Pressesprecherin der TU-Braunschweig. „Aber es ist wichtig und gut, dass wir über die Missstände diskutieren.“ Und hoffentlich handeln. Denn nur eine kritische und verantwortungsbewusste Wissenschaftskommunikation wird Deutschlands Wissenschaft und ihrer Zukunft gerecht.

Literatur:

acatech, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, Deutsche Akademie der Naturforscher: Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien, Berlin 2014.

www.wissenschaft-im-dialog.de/wissenschaftskommunikation/weiterentwicklung/siggener-aufruf.html

www.medien-doktor.de/pr-watch/

www.wissenschaft-im-dialog.de/ueber-uns/gruendung-und-geschichte/memorandum.html

„**In Zeiten von Citizen Science können „auch Bürger, die außerhalb der Akademia stehen, Wissenschaftskommunikatoren sein“.**

Kontakt:

Ulrike Wolpers
Dipl. biol., MSc
Buchenweg 7
51503 Rösrath
E-Mail: ulrike.wolpers@gmx.de

Chandra Clarke, eine kanadische Wissenschaftlerin, lächelt den Leser bei einem Pott Kaffee oder Tee von ihrer Website an. In Abständen kommen grundlegende Anregungen zu Citizen Science verständlich und passend aufbereitet über die Website. Ihr Newsletter ist gespickt mit Projekten – auch zunehmend solchen, die Innovationen in den Ingenieurwissenschaften oder der Biotechnologie vermuten lassen.

Ein Blick lohnt sich...
Quelle: www.CitizenScienceCenter.com



Manfred Ronzheimer

Citizen Science *plus* Citizen Media

Bausteine einer neuen Kommunikationsstrategie für das gesellschaftliche Bürgerwissen – die Wissenschaft kommuniziert nämlich nicht (mehr) wissenschaftlich



Schöne und gespiegelte Oberflächen – aber was verbirgt sich dahinter?

Foto: W.R. Wagner/pixelio

Die Citizen Science-Debatte in Deutschland bringt immer mehr Fragen an die Adresse der Wissenschaftsorganisationen hervor. Wie entstehen neue Themen, die mit öffentlichem Geld erforscht werden? Wie werden gesellschaftliche Belange zum Anlass wissenschaftlicher Arbeit identifiziert? Haben Forschungsinstitute eine Organisationskultur entwickelt, die offen ist für einen echten Dialog mit Bürgern? Auch die Rolle der Kommunikation gehört hierzu. Die Beziehung zwischen Wissenschaft und Medien, vor allem unter der Betrachtung von Neuerungsprozessen in beiden Systemen und deren Vergleichbarkeit, wird reflektiert. Die Bürgerwissenschaft (Citizen Science) muss deshalb von einer neuen zivilgesellschaftlichen Bürgeröffentlichkeit flankiert, ja verstärkt werden, um im Wissenschaftssystem zu einer nennenswerten Wirksamkeit zu gelangen. Ein Konzept ist hierfür erforderlich, das Instrumente von „Citizen Media oder Citizen Journalism“ auf den Bedarf von Citizen Science zuschneidet. Ein Diskussionsvorschlag.

Citizen Science stellt eine Innovation im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft dar. Dies bezieht sich auf ein erweitertes Verständnis von Citizen Science, nämlich einer wirklich wirksamen Beteiligung der Bürger an wissenschaftlichen Prozessen und nicht nur datensammelnde Hilfsarbeiten in der Feldforschung. Citizen Science bedeutet aktive Partizipation der Gesellschaft an der Wissenschaft.

Diese neue Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft verlangt nach entsprechenden Formaten der Kommunikation und des Austauschs von Informationen. Ein klassisches Bindeglied zwischen beiden Welten verkörperte in der Vergangenheit der Wissenschaftsjournalismus, der via Massenmedien (Zeitungen, Rundfunk) über Themen und Vorgänge in der Wissenschaftssphäre unterrichtete. Innerhalb des Mediensystems stellte der Wissenschaftsjournalismus allerdings nur ein Nischenressort dar, an dem – mit Zunahme wirtschaftlicher Schwierigkeiten insbesondere auf Seiten der Verlagshäuser – Kürzungen zuallererst vorgenommen wurden. Vor allem der wissenschaftspolitische Journalismus, der sich mit Inhalten, Struktur und Organisationen des Wissenschaftssystems befasst, ist in Deutschland inzwischen praktisch zum Erliegen gekommen.

Bedeutungsverlust des Wissenschaftsjournalismus

Zeitgleich mit dem Bedeutungsverlust des Wissenschaftsjournalismus innerhalb des Mediensystems bauten die Wissenschaftsorganisationen im Zuge der vom Stifterverband für die Deutsche

Wissenschaft angestoßenen Entwicklung zum „Public Understanding of Science and Humanities“ (PUSH) eigene Kommunikationswege auf, um die Gesellschaft zu erreichen. Die Instrumente sind kaum zu überschauen – sie reichen von Hands-on-Veranstaltungen (Lange Nacht der Wissenschaften, Forschung zum Mitmachen, Science Slams) über eigene Magazine bis hin zur verstärkten Nutzung des Internet. Die Politik vervollständigte diese Popularisierungs-Ansätze durch thematische Wissenschaftsjahre und Groß-Events (Wissenschafts-Schiff). Mittlerweile ist auf Seiten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen eine „Industrie der Wissenschaftskommunikation“ entstanden, die in Personal- und Ressourceneinsatz den Umfang des früheren Wissenschaftsjournalismus um ein Mehrfaches übersteigt.

Wissenschaftskommunikation ähnelt der Firmen-PR

Diese Wissenschaftskommunikation neueren Typs versucht zwar, die gleiche Zielgruppe wie der Wissenschaftsjournalismus zu erreichen: die Gesellschaft. Sie verfolgt dies jedoch mit den Mitteln der klassischen Unternehmenskommunikation und Public Relation: einseitige Hervorhebung von bestimmten, positiv konnotierten Gesichtspunkten, speziell zur Leistung der eigenen Organisation. Dabei fällt das Verschweigen von kritischen Aspekten und eine verringerte Objektivität auf.

Wissenschaftskommunikation befindet sich folglich in einer schizophrenen Lage des gespaltenen Bewusstseins: Ihre Herkunft und ihr Handlungsgrund, die Wissenschaft, ist im Kern der Wahrheitssuche verpflichtet. Bei der medialen Aussendung ihrer Botschaften in Richtung Gesellschaft gibt die Wissenschaftskommunikation diesen Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsanspruch auf und mutiert zu interessengebundener Wissenschafts-PR. Die Wissenschaft, die in dieser Form den öffentlichen Raum betritt, ist der Botschaft nach „hilfreich, edel und gut“. Kritischer Journalismus wird verdrängt, Tendenzwerbung dominiert.

Zwei große Veränderungen zivilisatorischen Ausmaßes überwölben und treiben die Neujustierung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Gesellschaft aktuell und in den kommenden Jahren. Die Digitalisierung der Information und ihre Verlagerung ins Internet transformiert die alte, analoge massenmedial hergestellte gesellschaftliche Öffentlichkeit, in zwar frei zugängliche, aber individualisierte Online-Informationsräume ohne gesellschaftlichen Zusammenhang. Zugleich wächst der Druck, die gesellschaftlichen Gemeingüter („Commons“), darunter die Wissenschaft, für privatwirtschaftliche Verwertungsinteressen zu öffnen. Das wiederum ruft zivilgesellschaftliche Gegenbewegungen auf den Plan. Beide Meta-Trends, Medientechnik und Volkswirtschaft, präformieren die Suche nach neuen, zeitgerechten Lösungen.

Wenn die Citizen Science-Bewegung der professionellen Wissenschaft zumindest im Selbstbewußtsein „auf Augenhöhe“ gegenüber treten will, wenn sie von der Wissenschaft als relevanter Akteur der Gesellschaft akzeptiert werden will, wenn sie sich zugleich legitimatorisch ein „gesellschaftliches Hinterland“ errichten will, dann wird für sie der Aufbau neuer kommunikativer Strukturen unerlässlich sein. Die soziale Wirksamkeit wächst mit der Intensität, sprich Vernetztheit derartiger Kommunikationsstrukturen.

Bündelung der Informationen – Einordnung der Ergebnisse

Ein erster kommunikativer Schritt stellt die informatorische Bündelung der bereits vorhandenen Citizen Science-Aktivitäten dar: „Eine gemeinsame Citizen Science-Zeitschrift, die die Bewegung zusammenführt und mit der professionellen Wissenschaft verbindet“ (siehe Finke, S. 239, Quelle: Buchbesprechung in diesem Heft). Die „Heimatbasis“ müsste logischerweise außerhalb der Wissenschaft anzusiedeln sein. Dies gilt auch für eine Internet-Webseite, auf der sich die Identitätsbildung der zivilgesellschaftlichen Bürgerwissenschaft in starkem Umfang abspielt.

„Mittlerweile ist auf Seiten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen eine „Industrie der Wissenschaftskommunikation“ entstanden, die in Personal- und Ressourceneinsatz den Umfang des früheren Wissenschaftsjournalismus um ein Mehrfaches übersteigt.

„Wissenschaftskommunikation befindet sich folglich in einer schizophrenen Lage des gespaltenen Bewusstseins: Ihre Herkunft und ihr Handlungsgrund, die Wissenschaft, ist im Kern der Wahrheitssuche verpflichtet. Bei der medialen Aussendung ihrer Botschaften in Richtung Gesellschaft gibt die Wissenschaftskommunikation diesen Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsanspruch auf und mutiert zu interessengebundener Wissenschafts-PR.



Manfred Ronzheimer,
Wissenschaftsjournalist in
Berlin, ist unter anderem
tätig für die taz.

Sich allein an der Bürgerwissenschafts-Seite eines wissenschaftlichen Naturkunde-Museums, eben des Naturkundemuseums in Berlin, zu beteiligen, ist nicht ausreichend. Diese kommunikativen Maßnahmen bedürfen freilich auch der Untersetzung durch entsprechende Organisationsbildung (Verein, Netzwerk, Aktionsgemeinschaft etc.).

Ein vergleichbarer Prozess der Organisationsbildung ist auf Seiten der Wissenschaft bereits weit vorangeschritten. Die Beschäftigten der früheren Pressestellen von Hochschulen und Forschungseinrichtungen definieren sich heute als „Wissenschaftskommunikatoren“ und „Kommunikationsmanager“, die das kommunikative Bindeglied zwischen den Wissenschaftlern und der Gesellschaft darstellen. Eigene Konferenzformate zur Methodenentwicklung und -verbreitung (das von „Wissenschaft im Dialog“ – getragen von den großen deutschen Wissenschaftsorganisationen – jährlich veranstaltete „Forum Wissenschaftskommunikation“ in Abgrenzung zur Konferenz „Wissenswertes“ der Wissenschaftsjournalisten) sind inzwischen etabliert. Derzeit läuft die Phase der Identitäts- und Theoriebildung. Jüngstes Ergebnis ist der „Siggener Aufruf“ (siehe den Beitrag von Ulrike Wolpers in diesem Heft) mit dem Versuch, Standards für „gute Wissenschaftskommunikation“ zu entwickeln. Das ist ein Beispiel für den weitgreifenden Anspruch der innerwissenschaftlichen Wissenschaftskommunikatoren. Die Standards „sind für die Entscheider im Wissenschaftssystem Seismographen für gesellschaftliche Entwicklungen mit Relevanz für die Wissenschaft.“

Gesellschaft stellt Fragen an die Wissenschaft

Im nächsten kommunikativen Schritt nach der internen Informationsvernetzung müsste sich die Citizen Science-Bewegung verstärkt der Entwicklung und Formulierung von gesellschaftlichen Fragestellungen zuwenden, um die sich die professionelle Wissenschaft noch zu wenig kümmert. Derzeit dominiert die wissenschaftsgetriebene Angebotsseite: Wissenschaft bietet den Bürgern an, als Datensammler bei Forschungsprojekten mitzumachen. Nötig ist der Aufbau einer gesellschaftsgetriebenen Nachfrage-Seite: Die Gesellschaft definiert die Forschungsfragen, die sie zur Lösung ihrer Probleme braucht und trägt sie an die Wissenschaftler heran.

Einen entsprechenden Aufschlag hatte vor zwei Jahren der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) mit seiner Analyse und Forderung nach mehr Nachhaltigkeits-Forschung gemacht („Nachhaltige Wissenschaft“). Dies führte unter anderem zur Gründung der „Zivilgesellschaftlichen Plattform Forschungswende“, organisatorisch angesiedelt bei der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (VDW). Diese Plattform, aber auch bestehende und neue Wissenschaftsläden, könnten der Ort für die gesellschaftliche Formulierung relevanter Forschungsfragen und ihre gemeinsame Bearbeitung mit den Profi-Wissenschaftlern sein. Dieser Prozess sollte vollständig in der Öffentlichkeit, mit entsprechenden Publikationen und Veranstaltungen (Hearings) stattfinden. Einen interessanten Vorschlag zu mehr Bürgerbeteiligung hat kürzlich die Stiftung Zukunft Berlin nach dem erfolgreichen Volksentscheid zur Nicht-Bebauung des Flugfeldes Tempelhof vorgelegt, der sich auch für wissenschaftsbezogene Vorgehensweisen adaptieren ließe.

Citizen Science-Tag: Verknüpfung mit allen Ansätzen zur Transformation

Bereits parallel dazu wäre als dritter Schritt einer Citizen Science-Kommunikationsstrategie der breite Weg in die gesellschaftliche Öffentlichkeit zu beschreiten. Nicht als Vertreter von Partialinteressen (nach dem Motto: „Wir machen Wissenschaft für die Gesellschaft verständlich“), sondern als Kompetenzzentrum für die Sammlung und Verfügbarmachung von gesellschaftlichem Wissen außerhalb der institutionellen Wissenschafts-Tempel. Dazu würde unter anderem

„**Derzeit dominiert die wissenschaftsgetriebene Angebotsseite: Wissenschaft bietet den Bürgern an, als Datensammler bei Forschungsprojekten mitzumachen. Nötig ist der Aufbau einer gesellschaftsgetriebenen Nachfrage-Seite: Die Gesellschaft definiert die Forschungsfragen, die sie zur Lösung ihrer Probleme braucht und trägt sie an die Wissenschaftler heran.**“

gehören: „Ein etwa alle zwei Jahre stattfindender Citizen Science-Tag, auf dem gemeinsam interessierende Fragen erörtert und einzelne Vorhaben vorgestellt werden“ (Finke, S. 239).

Diese dritte Kommunikationsebene entwickelt und hält engsten Kontakt mit allen zivilgesellschaftlichen Ansätzen zur Veränderung und Transformation der Lebens- und Arbeitsbedingungen. Das können beispielsweise Konzepte sein wie: Transition Towns, Slow Food, Urban Gardening und Farming, Sharing- und Repairbewegungen, Co-Working Spaces, Fab Lans und Open Source-Technologien in IT und außerhalb. Das Wissen der Bürger über diese praktisch möglichen und bereits realisierten Veränderungen in Gesellschaft und Umwelt (Real-Labore) wird dann von der Citizen Science-Kommunikationsstrategie aufgegriffen und medial umgesetzt.

Fazit

Eine Besonderheit ist der medien-partizipatorische Ansatz. Die Berichterstattung über Citizen Science soll nach dieser Konzeption nicht ausschließlich von Medien-Profis realisiert werden, sondern vor allem unter Beteiligung der Bürger selbst geschehen. Die eigenen Citizen Science-Informationsorgane sowie Beiträge in anderen zivilgesellschaftlichen Medien (online wie offline) werden in gemeinsamen Redaktionskollektiven erarbeitet. Bürgerwissenschaft wird über Bürgermedien anschaulich gemacht und verbreitet. Dazu zählt auch die „Weiterbildung von Wissenschaftsjournalisten speziell für die mediale Unterstützung von Citizen Science“ (Finke, S. 239). Aber genauso gehört das Schreib-Training von nicht-journalistischen Wissensbürgern dazu. Denn Citizen Science kann Partizipationen eröffnen, die zugleich einen Beitrag zur Medienwende (Citizen Media) leisten können.

” **Die Berichterstattung über Citizen Science soll nach dieser Konzeption nicht ausschließlich von Medien-Profis realisiert werden, sondern vor allem unter Beteiligung der Bürger selbst geschehen.**

Kontakt:

Manfred Ronzheimer
Wissenschaftsjournalist in Berlin
E-Mail: ronzheimer@t-online.de



Das Lernen der Kinder und Jugendlichen wird spannender, wenn die Lehrer Neues wagen. In diesem Sinne kann der Ansatz der Citizen Science Academy in den USA verstanden werden. Speziell Lehrer an Schulen und allgemein alle Lehrenden sollen ihren Unterricht beziehungsweise ihre Schulungen zeitgemäß entwickeln und Citizen Science-Kniffe, -Ideen und -Projekte darin einbauen. Kurse für Lehrer oder an Citizen Science Interessierte, die Projekte gut aufsetzen möchten, bieten das erforderliche Know how. Die Programme können für die deutsche Debatte eine Orientierung bieten. Ab Winter 2014 starten die ersten fünf Lehrerkurse, weitere sollen folgen. Die amerikanische National Science Foundation unterstützt die Academy.

Quelle: www.citizenscienceacademy.org